Alfred Hitchcock

Die drei ??? und die bedrohte Ranch

Erzählt von M. V. Carey
nach einer Idee von Robert Arthur

Franckh'sche Verlagshandlung
Stuttgart

Aus dem Amerikanischen übertragen von Leonore Puschert
Titel der Originalausgabe: »The Three Investigators in The Mystery of the Blazing Cliffs«
(Random House, Inc., New York / 1981, ISBN 0-394-84504-8)
© 1981, Random House, Inc. This translation published by arrangement with Random House, Inc.

Schutzumschlag von Aiga Rasch

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Carey, M. V.:
Die drei ??? [Fragezeichen] und die bedrohte Ranch / erzählt von M. V. Carey nach e. Idee von Robert Arthur. Alfred Hitchcock. [Aus d. Amerikan. übertr. von Leonore Puschert]. –
Stuttgart : Franckh, 1983.
Einheitssacht.: The three investigators in the mystery of the blazing cliffs ‹dt.›
ISBN 3-440-05102-1
NE: Hitchcock, Alfred [Angebl. Verf.]

Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart / 1983
Alle Rechte an der deutschen Ausgabe, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung, vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Für die deutsche Ausgabe:
© 1983, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart
ISBN 3-440-05102-1 / L 9s1 H cs
Printed in Czechoslovakia / Imprimé en Tchécoslovaquie
Satz: Fotosatz Stephan, Stuttgart
Gesamtherstellung durch Artia, Prag

Die drei ??? und die bedrohte Ranch

Alfred Hitchcock bringt ein neues Abenteuer 7
Ein reizbarer Herr 9
Die Festung 17
Ausgang verboten 27
Invasion 31
»Weg von meinem Besitz!« 38
Flammen über den Felsen 42
Ein unschuldiges Opfer 46
Überfall! 52
Es darf spioniert werden 59
Justus in der Falle! 67
Bob zeigt Wagemut 77
Justus hat eine Erleuchtung 84
Eine Botschaft aus dem Weltraum 90
Geht die Welt unter? 95
Man bereitet sich auf das Ende vor 99
Die Außerirdischen kehren zurück 108
Die Schatzsuche 114
Alfred Hitchcock hat noch Fragen 122

Alfred Hitchcock bringt ein neues Abenteuer

Willkommen, Krimifreunde!
Die drei ??? haben es wieder einmal geschafft, mich mit ihren Fähigkeiten zu beeindrucken. Es ist mir ein Vergnügen, sie hier noch einmal all jenen vorzustellen, die von ihren Glanzleistungen noch nichts gehört haben sollten.
Justus Jonas, Erster Detektiv und Anführer des Trios, ist ein stämmiger Junge mit phantastischem Gedächtnis und besonderem Talent dazu, unter schwierigsten Umständen die Wahrheit zu ergründen. Peter Shaw, Zweiter Detektiv, ist ein guter Kamerad und ein guter Sportsmann, und oft packt ihn das Grausen, wenn ihn Justus wieder einmal in Druck bringt. Bob Andrews, zuständig für Recherchen und Archiv, ist ein ruhiger, sehr belesener Junge, doch auch er kann sich wacker schlagen. Alle drei Jungen wohnen in der kleinen Küstenstadt Rocky Beach in Kalifornien.
In diesem Band werdet ihr einem Millionär begegnen, der sich in einer selbsterrichteten Festung vor der Welt verschanzt, und einer Frau, die in der Erwartung lebt, eines Tages durch Helden von einem erdfernen Planeten errettet zu werden. Phantastisch? Ja, genau das ist es. Es ist auch gefährlich, und das wird den drei ??? schlagartig klar, als sie einem Raumschiff in geheimnisvoller Mission für die Erdbewohner gegenüberstehen . . .
Wenn ich damit euer Interesse geweckt habe, so soll mir das recht sein. Also stürzt euch ins Abenteuer!

Alfred Hitchcock

Ein reizbarer Herr

»Wag es nicht, dieses Auto anzufassen, sonst ziehe ich dir mit der Reitpeitsche eins über!« schrie Charles Barron.
Justus Jonas stand in der Einfahrt zum Lagerplatz der Firma Jonas und machte große Augen. Er fragte sich, ob das wohl ein Scherz sein sollte.
Barron war allerdings nicht zum Scherzen aufgelegt. Sein hagerer Körper war steif und gespannt vor Wut. Das Gesicht unter dem eisengrauen Haar war gerötet. Mit geballten Fäusten starrte er böse auf Patrick, einen der beiden irischen Brüder, die auf dem Schrottplatz arbeiteten.
Patrick war vor Schreck ganz blaß geworden. Er hatte sich gerade erboten, Mr. Barrons Luxuskarosse, die vor dem Büro der Firma die Einfahrt blockierte, ein Stück wegzufahren. »Gleich kommt hier ein Lastwagen mit Bauholz an«, versuchte Patrick noch einmal zu erklären. »Der kommt nicht an Ihrem Auto vorbei. Wenn ich den Wagen nur ein wenig –«
»Du hast bei meinem Auto gar nichts verloren!« brüllte Barron. »Ich habe es gründlich satt, daß Idioten sich an meinem Eigentum vergreifen! Ich habe meinen Wagen einwandfrei hier abgestellt! Und mit solchen Leuten soll man Geschäfte machen!«
Da tauchte Justs Onkel, Titus Jonas, hinter einem Stapel Trödelkram auf. »Mr. Barron«, sagte er ungerührt, »Sie sind uns als Kunde willkommen, aber es steht Ihnen nicht zu, meine Mitarbeiter zu beleidigen. Wenn Sie nicht wünschen, daß Patrick Ihren Wagen wegfährt, dann müssen Sie es eben selbst machen. Und bitte fix, denn Sie können es drehen und wenden, wie Sie wollen – mein Lastwagen ist im Anrollen!«
Barron machte den Mund auf, als wolle er noch einmal losbrüllen, doch ehe er einen Laut hervorbrachte, kam eine schlanke, braunhaarige Frau in mittleren Jahren aus dem hinteren Teil des Geländes angelaufen. Sie nahm den Mann beim Arm und sah ihn bittend an. »Charles, nun stell du doch den

Wagen weg«, sagte sie. »Ich könnte es nicht mit ansehen, wenn er beschädigt würde.«
»Es liegt keinesfalls in meiner Absicht, daß er beschädigt wird«, fuhr Barron auf. Er stieg ein und ließ den Motor an. Dann bugsierte er den Wagen auf den freien Platz neben das Büro, und da rollte auch schon der große Lastwagen der Firma Jonas mit einer Ladung altem Bauholz durchs Tor.
Die braunhaarige Frau lächelte Patrick an. »Mein Mann meint es nicht so«, sagte sie. »Er . . . er ist nur von Natur aus etwas jähzornig und . . .«
»Ich weiß, wie man Auto fährt«, sagte Patrick. »Seit Jahren fahre ich für Mr. Jonas, und zwar unfallfrei.«
Damit drehte sich Patrick auf dem Absatz um und ging weg.
»0 je!« sagte Mrs. Barron. Hilflos blickte sie von Onkel Titus zu Justus und von Justus zu Tante Mathilda, die gerade aus dem Büro getreten war.
»Was ist denn mit Patrick los?« fragte Tante Mathilda. »Der schaut ja drein wie eine wandelnde Gewitterwolke.«
»Mein Mann hat ihn leider etwas rauh angefaßt, Mrs. Jonas«, sagte Mrs. Barron. »Charles ist heute schlechter Laune. Beim Frühstück hat die Kellnerin den Kaffee verschüttet, und Charles regt sich immer darüber auf, wenn die Leute ihre Arbeit nicht tadellos machen. Und wer macht das heutzutage noch? Manchmal wünsche ich mir, die Zeit der Errettung sei schon da.«
»Errettung?« fragte Onkel Titus.
»Ja. Die Ankunft der Retter von Omega«, sagte Mrs. Barron. Onkel Titus begriff überhaupt nichts. Justus hingegen nickte verständnisinnig.
»Es gibt da ein Buch, *Sie sind an unserer Seite,* das von diesen Rettern berichtet«, erklärte Justus seinem Onkel. »Es ist von einem Mann namens Contreras. Er beschreibt darin die Bewohner des Planeten Omega. Sie halten Wache über uns, und eines Tages, wenn über unsere Erde eine Katastrophe hereinbricht, werden sie eine kleine Schar Menschen davor

retten, damit unser kulturelles Erbe nicht verlorengeht.«
»Ach, dann weißt du also von der Errettung!« rief Mrs. Barron. »Wie schön!«
»Lächerl–«, setzte Onkel Titus an, doch Tante Mathilda schnitt ihm unbarmherzig das Wort ab. »Justus weiß so vieles«, sagte sie. »Manchmal finde ich, er weiß zuviel.«
Tante Mathilda faßte Mrs. Barron beim Arm und zog sie mit, wobei sie eifrig die Vorzüge etlicher gebrauchter Küchenstühle anpries. Da kamen Justs beste Freunde, Peter Shaw und Bob Andrews, über den Schrottplatz anspaziert.
»Morgen, Peter«, sagte Onkel Titus. »Wie geht's, Bob? Ihr kommt gerade recht. Für euch Jungen hat Mrs. Jonas eine große Aufgabe. Sie sagt euch gleich Bescheid, wenn wir mit den Kunden hier klar sind.«
Ohne eine Entgegnung abzuwarten, ging Onkel Titus mit Mr. Barron weg. Dieser hatte inzwischen sein Auto wieder abgeschlossen und haderte jetzt offenbar nicht mehr mit Patrick, sondern mit der ganzen Welt.
»Hier war ganz schön was los, das habt ihr verpaßt«, sagte Justus zu seinen Freunden. »Aber vielleicht geht es noch weiter.«
»Was gibt's denn?« wollte Bob wissen.
Justus grinste. »Wir haben gerade einen besonders übelgelaunten Kunden hier. Aber wenn er nicht gerade Patrick anbrüllt, sucht er sich aus unserem Lager höchst ungewöhnliche Sachen aus.« Justus zeigte zum hinteren Teil des Geländes.
Justs Onkel und Tante führten Mr. und Mrs. Barron gerade eine altertümliche Nähmaschine mit Tretantrieb vor, die aber noch tadellos funktionierte. Gerade hob Onkel Titus die Maschine auf und trug sie zu den anderen Dingen, die Charles Barron an diesem Tag bereits erworben hatte. Darunter befanden sich zwei Holzöfen, ein Butterfaß mit abgebrochenem Stößel, ein alter Handwebstuhl und ein Grammophon zum Aufziehen.

»So ein Haufen Trödel!« sagte Peter. »Was wollen die Leute nur mit einem kaputten Butterfaß? Verwenden sie es als Blumenkübel?«
»Vielleicht sammeln sie Antiquitäten«, meinte Bob.
»Das glaube ich nicht«, sagte Justus, »obwohl manche unserer Altertümer durchaus als Antiquitäten hingehen könnten. Aber die Barrons wollen anscheinend die Sachen praktisch einsetzen. Mr. Barron hat sich bei Onkel Titus genau erkundigt, ob auch alles gebrauchsfähig ist. Manches von dem Zeug ist natürlich defekt, wie das Butterfaß, aber das kann man alles wieder reparieren. Die Öfen sind betriebsbereit. Mr. Barron hat die Klappen abgenommen und sich die Roste angeschaut, um sicherzugehen, daß sie in gutem Zustand sind, und nun kauft er noch unseren ganzen Bestand an Ofenrohr auf.«
»Da ist Tante Mathilda bestimmt selig«, sagte Peter. »Jetzt wird sie endlich einiges Gerümpel los, von dem sie schon glaubte, sie würde darauf sitzenbleiben. Vielleicht hat sie Glück, und die Leute entwickeln sich zu Stammkunden.«
»Ihr käme das schon recht, aber Onkel Titus gar nicht«, sagte Justus. »Er findet Mr. Barron unausstehlich. Der Mann ist ein ungehobelter Kerl, man kann nicht vernünftig mit ihm reden, und er brüllt herum, seit er heute früh um acht hier ankam und das Tor noch verschlossen fand. Er meinte, da bringe es ihm ja nichts ein, daß er vor Tagesanbruch aufsteht, wenn sonst alle Welt bis Mittag schläft.«
»Das sagte er um acht in der Frühe?« fragte Bob.
Justus nickte. »Ja, eben. Mrs. Barron macht einen ganz netten Eindruck, aber Mr. Barron ist davon überzeugt, daß ihn jedermann übers Ohr hauen will und daß kein Mensch seine Arbeit richtig macht.«
Bob überlegte. »Barron heißt der Mann? Da stand doch vor ein paar Wochen in der *Los Angeles Times* ein Artikel über einen Mann namens Barron. Wenn er das ist, dann ist er ein Millionär, der sich irgendwo im Norden eine Ranch gekauft

hat. Dort will er alles, was er zum Leben braucht, selbst anbauen und erzeugen.«
»Aha, dazu also das Butterfaß«, sagte Peter. »Dann macht er auch seine eigene Butter und . . . und . . . Mann, Justus, er geht direkt auf unsere Zentrale los!«
Und so war es! Ganz hinten auf dem Gelände hatte Charles Barron eine rissige Planke beiseite geschoben, um einen rostigen Gartenstuhl in Augenschein zu nehmen. Justus sah, daß er dicht vor der Barriere aus sorgfältig aufgeschichtetem Gerümpel stand, das einen alten Campinganhänger verbarg – und in diesem Anhänger befand sich die Zentrale des Detektivunternehmens »Die drei ???«!
»Ich werde ihn von da weglotsen«, sagte Justus, der Tante Mathilda nicht daran erinnern wollte, daß der Anhänger noch dort stand. Zwar hatten Tante Mathilda und Onkel Titus den Wagen Justus und seinen Freunden als Clubraum zur Verfügung gestellt, aber sie wußten nicht, daß darin nun ein Telefon eingerichtet war und außerdem ein kleines, aber sehr taugliches Labor und eine Dunkelkammer. Sie wußten, daß sich die Jungen Detektive nannten und bei der Aufklärung einiger Fälle geholfen hatten, aber sie hatten keine Ahnung, wie ernst die Jungen ihre Detektivarbeit nahmen – und wie oft sie sich in wirklicher Gefahr befanden. Das würde Tante Mathilda keinesfalls gutheißen. Sie hielt mehr davon, Jungen mit ungefährlichen, praktischen Aufgaben zu beschäftigen, zum Beispiel dem Reparieren alter Sachen, die sich dann im Betrieb wieder verkaufen ließen.
Justus ließ seine Freunde in der Einfahrt stehen und lief über das Gelände nach hinten. Mr. Barron sah sich um und machte ein finsteres Gesicht, als Justus ankam, aber Justus tat so, als merke er das nicht.
»Sie haben wirklich Sinn für alte Gerätschaften«, sagte er zu Barron. »Drüben bei der Werkstatt haben wir noch eine alte Badewanne mit Löwenfüßen und einen leichten Pferdewagen, der alt aussieht, es aber eigentlich nicht ist. Er wurde

für einen Wildwestfilm angefertigt und ist in tadellosem Zustand.«
»Eine Badewanne brauchen wir nicht«, sagte Barron, »aber den Wagen würde ich mir gern einmal ansehen.«
»Den hatte ich ganz vergessen«, sagte Onkel Titus. »Schön, Justus, daß es dir eingefallen ist.«
Er und Tante Mathilda gingen mit den beiden Barrons von der Umgebung der Zentrale wieder weg, und Justus kehrte zu seinen Freunden zurück.
Justus, Bob und Peter drückten sich noch immer beim Büro herum, als Barron und seine Frau zurückkamen, nachdem sie sich nun doch gegen den Kauf des Wagens entschieden hatten. Nun standen sie mit Onkel Titus in der Einfahrt und sprachen darüber, wie sie ihre Anschaffungen zugestellt bekommen sollten.
»Wir sind etwa fünfzehn Kilometer nördlich von San Luis Obispo und sechs Kilometer von der Autobahn weg«, sagte Barron. »Ich kann einen Mann mit einem Lastwagen herschicken, damit er die Sachen abholt, aber es wäre mir lieber, wenn es anders ginge. Meine Leute haben jetzt gerade sehr viel zu tun. Wenn Sie uns die Öfen und die anderen Sachen anliefern können, zahle ich Ihnen gern dafür.«
Er hielt inne und schaute Onkel Titus mißtrauisch an. »Mehr, als das Zeug wert ist, werde ich aber nicht bezahlen«, setzte er hinzu.
»Ich würde Ihnen auch nicht mehr berechnen, Mr. Barron«, sagte Onkel Titus. »Aber davon abgesehen – auf Lieferungen über so weite Strecken sind wir, im Grunde genommen, nicht eingerichtet . . .«
Mr. Barron machte schon wieder ein böses Gesicht.
»Augenblick mal, Onkel Titus«, unterbrach Justus. Sein rundes Gesicht unter dem dichten dunklen Haarschopf war ganz ernst. »Du wolltest doch ohnehin mal in den Norden fahren, weißt du noch? Die alten Mietshäuser in San José anschauen, die abgerissen werden sollen und wo es vielleicht

noch etwas Brauchbares zu holen gibt. Da könntest du doch auf dem Hinweg Mr. Barrons Sachen anliefern, und dann würde der Transport nicht zu viel kosten.«
»Nicht zu fassen!« rief Barron. »Ein junger Mensch, der vernünftig planen kann! Es geschehen noch Wunder.«
»Junge Leute sind oft sehr intelligent«, sagte Onkel Titus kühl. »Na schön. Die Idee ist gut. Es müßte sowieso jemand zu den Abbruchhäusern nach San José fahren. Aber dazu braucht man zwei Tage. Diese Woche schaffe ich das auf keinen Fall mehr.«
»*Wir* könnten doch hinfahren«, warf Justus ein. »Du hast ja versprochen, daß wir bald einmal selbst auf eine Einkaufsreise gehen dürfen.« Justus drehte sich zu Peter und Bob um, um sie in die Unterhaltung einzubeziehen. »Na, wie wäre das?« fragte er die beiden. »Wollt ihr mitfahren, hinauf in den Norden?«
»Ja, gern«, sagte Peter. »Wenn meine Eltern nichts dagegen haben.«
Bob nickte zur Bestätigung.
»Dann ist das abgemacht!« sagte Justus schnell. »Patrick oder Kenneth können den Lastwagen fahren. Und auf dem Weg nach San José fahren wir bei Mr. Barrons Ranch vorüber.«
Flink setzte sich Justus ab, ehe Charles Barron oder Onkel Titus etwas Besseres einfallen konnte.
»Was versprichst du dir davon?« fragte Peter, als die Jungen sich in Justs Freiluftwerkstatt in Sicherheit gebracht hatten und außer Hörweite waren. »Wir müssen dann vor Barrons Haus den Lastwagen abladen, und das ist Knochenarbeit. Seit wann reißt du dich um Sonderaufgaben?«
Justus lehnte an seiner Werkbank und grinste nur. »Erstens hat uns Onkel Titus schon lange eine Einkaufsreise versprochen, nur kam immer irgend etwas dazwischen.«
»Ja, wir waren öfter dienstlich unterwegs«, sagte Bob.
»Und zweitens«, fuhr Justus fort, »wäre es eine gute Idee, wenn wir uns möglichst schnell hier absetzen könnten.«

Peter riß den Mund auf. »Wieso?«
»Weil Tante Mathilda uns eine Riesenarbeit zugedacht hat. Sie will, daß wir von ein paar alten Spielplatzgeräten den Rost abkratzen und dann alles frisch anstreichen. Aber es lohnt die Mühe gar nicht. Das Metall ist fast durchgerostet. Ich habe es ihr schon gesagt, aber sie glaubt mir nicht. Sie meint, ich wolle mich nur vor der Arbeit drücken.«
»Recht hat sie«, sagte Bob.
»Na ja, schon«, räumte Justus ein. »Aber während wir weg sind, wird vielleicht Patrick oder Kenneth mit der Arbeit anfangen, und dann sieht Tante Mathilda ein, daß es verlorene Zeit wäre, und verkauft die Geräte lieber als Schrott. Und dann gibt es noch einen dritten Grund für eine Reise nach Norden«, fuhr Justus fort. »Die Barrons sind ein recht sonderbares Paar, und ich würde schon gern sehen, wie sie wohnen. Haben sie wirklich eine Ranch, wo sie sich ganz selbst versorgen können? Haben sie nur altes Gerät, oder wenden sie auch die moderne Technik an? Und ist Mr. Barron immer so reizbar? Und Mrs. Barron – glaubt sie tatsächlich an diese Retter?«
»Retter?« fragte Peter. »Wer soll denn das sein?«
»Eine außerirdische Super-Rasse, die uns retten wird, wenn eine große Katastrophe unseren Planeten überrollt«, sagte Justus.
»Du machst Witze!« sagte Bob.
»Durchaus nicht!« sagte Justus, und seine Augen funkelten vor Vergnügen. »Wer weiß? Vielleicht bricht die Katastrophe herein, solange wir auf der Ranch sind, und wir werden gerettet! Das wird dann erst eine hochinteressante Reise!«

Die Festung

Anderntags nach dem Mittagessen fuhr Patricks Bruder Kenneth dann mit dem größeren der beiden Lastwagen los. Mr. Barrons Einkäufe waren auf die Pritsche geladen worden, und Justus, Peter und Bob hatten sich dort zwischen die alten Ölöfen und das übrige Gerät aus Onkel Titus' Lager gezwängt.

»Hast du den Zeitungsartikel über Barron noch gefunden?« fragte Justus Bob, als der Wagen auf der Küstenstraße nach Norden fuhr.

Bob nickte und zog ein paar zusammengefaltete Blätter aus der Tasche. »Es stand vor vier Wochen im Finanzteil der *Times*«, berichtete er. »Ich habe den Artikel in der Bücherei fotokopiert.« Bob entfaltete die Blätter. »Sein voller Name ist Charles Emerson Barron«, sagte er. »Er ist wirklich ein schwer-reicher Mann. Und er war schon immer reich. Sein Vater war der Inhaber der Firma Barron International, die Traktoren und landwirtschaftliche Maschinen herstellt. Die Barrons herrschten auch über Barronsgate – die Stadt bei Milwaukee, wo Charles Barron geboren wurde. Es war eine typische Industriestadt aus der Gründerzeit, und alle Einwohner arbeiteten im Traktorenwerk und taten, was sie von den Barrons geheißen wurden. Mit dreiundzwanzig Jahren erbte Charles Barron die Firma Barron International, und eine Zeitlang ging alles gut. Doch dann streikten die Arbeiter und forderten Arbeitszeitverkürzung und Lohnerhöhung. Diese Forderungen mußte Mr. Barron schließlich erfüllen. Nur setzte ihm das so sehr zu, daß er das Traktorenwerk verkaufte und einen Betrieb kaufte, der Autoreifen herstellte. Aber nach kurzer Zeit belegte ihn die Regierung mit einer hohen Geldbuße wegen der durch das Werk verursachten Luftverschmutzung. Da verkaufte er auch diese Firma und kaufte ein Werk, das über patentierte fototechnische Verfahren verfügte, und wieder bekam er einen Prozeß an den

Hals – seine Personalpolitik mißachtete die Menschenwürde. Zwischendrin gehörten Barron auch Zeitungen und eine Kette privater Radiosender und ein paar Banken, und immer wieder handelte er sich Konflikte wegen Auflagen der Behörden und der Gewerkschaften ein, oder er wurde in Prozesse verwickelt. Schließlich verkaufte er dann alles und zog auf eine Ranch in einem Tal nördlich von San Luis Obispo, wo er in seinem Geburtshaus wohnt –«

»Ich dachte, er sei bei Milwaukee geboren«, sagte Peter.

»Stimmt auch. Er ließ das ganze Haus nach Kalifornien transportieren. Wer im Geld schwimmt, kann sich das leisten, und Mr. Barron braucht ja nicht zu knausern. Er hat nämlich immer mit Gewinn verkauft. Man nannte ihn den Räuber-Barron.«

»Ah, natürlich«, sagte Justus. »Er ist genauso selbstherrlich wie die Industriellen im vorigen Jahrhundert, die man Räuberbarone nannte. Wie sollte man ihn sonst nennen?«

»Na, vielleicht den größten Miesmacher aller Zeiten«, meinte Bob. »Laut Barron wird ja die Welt zusehends von Pack vereinnahmt, und kein Mensch macht mehr gute Arbeit, und unser Geld wird bald überhaupt nichts mehr wert sein. Die einzigen Güter, deren Besitz sich noch lohnt, sind folglich Gold und Grundeigentum, und deshalb hat er Rancho Valverde gekauft. Er sagt, er wolle den Rest seiner Tage auf Valverde verbringen und selbst alles erzeugen, was er zum Leben braucht, und neue Anbaumethoden erproben.«

Bob steckte den Zeitungsartikel wieder ein, und die Fahrt verlief nun schweigend. Der Lastwagen kam durch kleine Städte und dann durch weite Landstriche, wo die Berghänge sich unter der Sommersonne schon braun färbten.

Es war fast drei Uhr, als Kenneth von der Küstenstraße auf eine nach Osten führende Autobahn abbog. Erst ging es in starker Steigung ein Stück bergan. Dann fiel die Straße jäh in ein enges Tal ab. Es gab weder Häuser noch andere Fahrzeuge.

»Da ist man ja urplötzlich in der Einöde«, bemerkte Peter.
»Das wird erst noch richtig öde«, erklärte Justus. »Ich habe mir die Landkarte angesehen, ehe wir aus Rocky Beach wegfuhren. Von hier bis nach San Joaquin Valley kommt keine einzige Ortschaft mehr.«
Der Lastwagen rumpelte weiter über die Berge, dann mußte er langsamer fahren, als es in einer Reihe von Haarnadelkurven wieder zu Tal ging. Die Jungen sahen, daß sie sich einer ausgedehnten Senke näherten, mit ebenem Grund und von steilen Felswänden begrenzt. Die Straße machte Biegungen und scharfe Wendungen, der geplagte Motor ächzte, und schließlich waren sie auf dem Talboden angelangt und fuhren über flaches Land. Dunkles, niedriges Buschwerk säumte die Straße zur Rechten, und ein starker, hoher Maschendrahtzaun begrenzte sie zur Linken. Hinter dem Zaun wuchs eine Oleanderhecke. Hin und wieder wurden in den Lücken Felder sichtbar, auf denen junge Saat in zarten grünen Reihen wuchs.
»Rancho Valverde, oder ›Grünes Tal‹«, stellte Bob fest.
Kenneth fuhr noch fast zwei Kilometer, ehe er das Tempo wegnahm und links einbog. Der Wagen rollte durch ein offenes Tor auf einen geschotterten Feldweg, der zwischen Äckern und Orangenpflanzungen nach Norden führte.
Justus stand auf und spähte über das Führerhaus hinweg. Vor sich sah er einen weitläufigen Eukalyptushain, und im Schutz der Bäume mehrere Gebäude. Rechts vom Weg stand ein verwinkeltes, zweigeschossiges Ranchhaus mit der Front nach Süden, zur Straße hin. Zur Linken, ebenfalls nach Süden ausgerichtet, war ein altertümliches Haus mit hohem Giebeldach, eher schon eine elegante Villa. Das Gebälk der Fassade war mit Schnitzwerk verziert, und Türmchen ragten über der breiten, luftigen Veranda auf, die das Haus vorn und seitlich umrahmte.
»Das ist bestimmt das Haus, das Barron von Milwaukee hierher schaffen ließ«, sagte Bob.

Justus nickte. Gleich darauf waren sie zwischen dem großen Bau und dem bescheideneren Ranchhaus durchgefahren und kamen nun an mehr als einem Dutzend kleiner Holzhäuser vorüber, bei denen dunkelhaarige, dunkeläugige Kinder spielten. Die Kinder unterbrachen ihr Spiel und winkten dem vorbeifahrenden Lastwagen zu. Ein Erwachsener ließ sich zunächst nicht blicken, bis sie dann am Ende des Schotterwegs ein weites, freies Gelände erreichten. Hier parkten Lastwagen und Traktoren vor großen Schuppen und Scheunen. Als Kenneth die Bremse anzog, zeigte sich im Türrahmen eines der Schuppen ein Mann mit roten Haaren und rotem Gesicht. Er hatte einen Schreibblock mit fester Unterlage in' den Händen, und er sah mit skeptischem Blinzeln zu Kenneth hinauf.

»Kommen Sie von der Firma Jonas?« fragte er.

Justus sprang hinten vom Wagen ab. »Ich bin Justus Jonas«, sagte er selbstbewußt. Er zeigte auf Kenneth. »Das ist Kenneth O'Ryan, und das sind meine Freunde Peter Shaw und Bob Andrews.«

Der rothaarige Mann lächelte. »Ich bin Hank Detweiler«, sagte er. »Ich bin der Verwalter hier.«

»Gut«, sagte Kenneth. »Wo sollen wir den Lastwagen entladen?«

»Nicht nötig«, entgegnete Detweiler. »Das machen unsere Leute schon selbst.«

Wie auf ein Signal hin kamen drei Männer aus dem Schuppen und machten sich daran, die Ladung vom Wagen zu nehmen. Wie die Kinder vor den kleinen Häusern waren auch diese Männer von dunklem Typ. Bei der Arbeit unterhielten sie sich leise auf Spanisch, und Hank Detweiler trug die einzelnen Stücke auf einer Liste ein, die an seinem Schreibbrett festgeklammert war. Der Verwalter hatte breite Arbeitshände mit kurzgeschnittenen Fingernägeln. Sein Gesicht war fast purpurrot, wie von Sonnenbrand als Dauerzustand, und über Augenwinkel und Mund zogen sich feine Runzeln.

»Na?« sagte er Plötzlich, als er aufblickte und sah, daß Justus ihn beobachtete. »Wolltest du etwas fragen?«
Justus lächelte. »Ja, Sie könnten mir eine Vermutung bestätigen. Richtige Vermutungen über Leute anzustellen, ist nämlich so etwas wie ein Hobby von mir«, erklärte er. Er blickte ringsum auf die hoch emporragenden Steilhänge. Sie umgaben die Ranch auf drei Seiten und machten sie zu einer abgeschlossenen Oase, die an diesem sonnigen Nachmittag still und friedlich dalag. »So wettergegerbt wie Ihr Gesicht aussieht, wohnen Sie vermutlich noch nicht sehr lange in diesem geschützten Tal«, sagte Justus. »Ich glaube, Sie waren vorher eher an weites, offenes Land mit viel Wind gewöhnt.«
Ganz kurz trübte sich Detweilers Blick. »Ausgezeichnet«, sagte er. »Du hast recht. Ich war Verwalter auf der Armstrong-Ranch bei Austin in Texas, bis Mr. Barron im vorigen Jahr dorthin zu Besuch kam und mich abgeworben hat. Er hat mir ein gutes Angebot gemacht, aber manchmal fühle ich mich hier irgendwie eingeschlossen.«
Detweiler legte sein Schreibbrett auf die Motorhaube eines Lieferwagens, der neben dem Schuppen stand. »Da kommt ihr Jungen also die ganze Strecke von Rocky Beach hierher, um beim Abladen zu helfen?« fragte er. »Das ist wirklich nett von euch. Weiß nicht, ob ich das auch getan hätte, als ich in eurem Alter war. Aber vielleicht seid ihr auch einfach neugierig auf die Ranch?«
Justus nickte eifrig, und Detweiler lachte.
»Na schön«, sagte er. »Wenn ihr noch Zeit habt, führe ich euch herum. Es ist ein interessantes Anwesen – nicht die übliche Landwirtschaft mit ein paar Traktoren.«
Der Verwalter ging voran in den Schuppen, wo jetzt die Lieferung vom Trödelmarkt untergebracht wurde. Kenneth und die Jungen sahen ein großes Lagergebäude, das bis unter die Dachsparren mit allen erdenklichen Dingen vollgestopft war, von Maschinenteilen über Tierhäute bis zu Stoffballen.
Gleich neben dem Lagerschuppen stand ein kleineres

Gebäude, worin sich eine mechanische Werkstatt befand. Hier wurden die Besucher John Aleman vorgestellt, einem stupsnasigen jungen Mann, der auf der Ranch als Mechaniker beschäftigt war.
»John hält unseren Maschinen- und Fuhrpark in Schuß«, sagte Detweiler. »Aber eigentlich gehört er gar nicht hierher. Er müßte irgendwo in der Welt große Kraftwerke und Bewässerungsanlagen bauen.«
»Nur ist es eben schwer, Arbeit als Kraftwerksbauer zu bekommen, wenn man ohne Abschluß von der Hochschule gegangen ist«, sagte Aleman nicht eben unglücklich.
Neben der Werkstatt waren Schuppen, die zur Vorratshaltung dienten, und weiter hinten gab es noch ein Milchkühlhaus, wo allerdings um diese Zeit kein Betrieb war.
»Hier auf der Ranch haben wir Guernsey-Kühe«, sagte Detweiler. »Zur Zeit steht die Herde auf der Weide oben im Norden, unter dem Damm. Wir haben auch Schlachtrinder und Schafe und Schweine und Hühner. Und natürlich haben wir Pferde.«
Detweiler ging weiter zum Pferdestall, wo Mary Sedlack, eine junge Frau mit fahlblondem Haar, in einer Box bei einem schönen braunen Hengst kauerte. Sie hatte den linken Hinterhuf des Pferdes aufgenommen und betrachtete kritisch die Gabel des Hufs.
»Mary pflegt unsere Tiere, wenn sie mal krank sind«, sagte Detweiler. »Und ansonsten verwöhnt sie sie nach Strich und Faden.«
»Haltet euch lieber zurück«, warnte das Mädchen. »Asphodel wird unruhig, wenn er sich bedrängt fühlt.«
»Asphodel ist ein ganz störrisches Biest«, sagte Hank Detweiler. »Mary ist die einzige, die er an sich heranläßt.«
Detweiler und die Besucher gingen wieder zum Parkplatz, wo sie in ein kleines Auto stiegen. Detweiler fuhr gemächlich auf einem Feldweg dahin, der durch die Felder nach Norden führte, weg von den landwirtschaftlichen Gebäuden.

»Siebenundvierzig Leute arbeiten hier auf der Ranch«, sagte der Verwalter. »Die Kinder natürlich nicht mitgerechnet, und auch nicht die Leute, die Mr. Barron als seine engeren Mitarbeiter betrachtet – die Experten wie Mary und John – und die Aufseher. Ich bin der Hauptaufseher und für alles verantwortlich, das hier ankommt oder die Ranch verläßt. Und dann gibt es hier noch Rafael Banales.«

Detweiler winkte einem schlanken, nicht sehr großen Mann zu, der am Rand eines Ackers stand, auf dem Arbeiter Setzlinge auspflanzten. »Raf hat die Feldarbeiter unter sich. Er ist ein Klasse-Landwirt. Er hat nämlich ein Diplom von der Hochschule in Davis.«

Sie fuhren weiter, und Detweiler zeigte den anderen das kleine Gebäude, wo John Aleman mit Sonnenenergie experimentierte. Er wies auf das sanft abfallende Wiesengelände vor den Steilhängen im Osten, wo die Rinder grasten. Schließlich kamen sie zu einer saftigen grünen Weide hinter Feldern mit Karotten und Salat, Paprika und Melonen. Dort war die Milchviehherde, und hinter der Weide war ein Betondamm. »Wir haben für Notzeiten unseren eigenen Wasservorrat«, erklärte Detweiler Kenneth und den Jungen. »Das Reservoir hinter dem Damm wird von dem Bach gespeist, den ihr da drüben über den steilen Felshang abfallen seht. Wir waren bisher noch nicht auf dieses Wasser angewiesen, aber es ist da, falls wir es einmal brauchen. Zur Zeit benutzen wir Tiefbrunnen. Im Bedarfsfall können wir auch unseren eigenen Strom für die Pumpen und für alle sonstigen elektrischen Geräte und Anlagen erzeugen. Aleman hat die Generatoren gebaut, sie arbeiten mit Dieselkraftstoff. Falls auch der zu Ende gehen sollte, können wir die Brenner auf Kohlen- oder Holzfeuer umstellen.«

Detweiler wendete den Wagen und fuhr zu der Gruppe von Gebäuden unter den Eukalyptusbäumen zurück.

»Wir halten Bienen, falls der Zucker knapp wird«, sagte er. »Wir haben auch ein Räucherhaus für Schinken und Speck.

Wir haben große unterirdische Lagertanks für Kraftstoffvorräte und Naturkeller fürs Einlagern von Kartoffeln und Rüben. Wir haben kilometerlange Regale für Konserven und Eingemachtes, das Elsie und die anderen Frauen nach der Ernte zubereiten.«
»Elsie?« fragte Justus.
Detweiler grinste. »Elsie nimmt unter unseren Experten einen besonderen Rang ein«, sagte er. »Sie kocht für John und Rafael und Mary und mich, und auch für die Barrons. Wenn ihr noch Zeit habt, um ins Ranchhaus zu kommen, ehe ihr wegfahrt, zaubert sie sicher für alle eine leckere Limonade herbei.«
Detweiler parkte den Wagen bei den Lagerschuppen und ging mit Kenneth und den Jungen den Weg entlang bis zum Ranchhaus.
Elsie Spratt war eine muntere, energische Frau in den Dreißigern. Sie hatte kurzgeschnittenes blondes Haar und lachte gern und leicht, und sie stand einer Küche vor, die von Sonnenlicht und von köstlichem warmem Essensduft erfüllt war. Als Hank Detweiler die Besucher vorstellte, lief sie gleich los, um den Männern Kaffee einzuschenken, und aus dem Kühlschrank holte sie Limonade für die Jungen.
»Genießt es, solange noch alles da ist«, sagte sie gut gelaunt. »Wenn die Revolution ausbricht, gibt es keine Limonade mehr.«
Kenneth setzte sich an den langen Tisch neben Detweiler. »Revolution?« fragte er. »In Amerika gibt es keine Revolution. Wenn uns der Präsident nicht paßt, wählen wir einen neuen.«
»So, meinen Sie?« sagte Elsie. »Aber wenn nun alles im Land zusammenbricht – was machen wir dann?«
Dazu fiel Kenneth nichts ein. Justus hingegen sah sich in der Küche um, und sein Blick blieb auf dem Herd für Holzfeuerung haften, der neben dem großen Gasherd stand.
»Wenn alles zusammenbricht?« fragte Justus. »Darauf sind

Sie hier alle vorbereitet, nicht? Dieses Anwesen ist wie eine Festung – vollgepackt mit Vorräten, damit es eine Belagerung aushält. Es ist wie eine mittelalterliche Burg.«
»Stimmt genau«, sagte Detweiler. »Was wir hier treiben, das sind wirklich Vorbereitungen auf das Ende der Welt – oder zumindest das Ende unseres heutigen Lebensstils.«
Elsie goß sich auch eine Tasse Kaffee ein. Als sie sich hinsetzte und einen Löffel Zucker nahm, bemerkte Justus eine leichte Verwachsung an ihrer rechten Hand – einen knorpeligen Höcker am kleinen Finger.
»Ich meine es nicht so, daß hier die Art Revolution fällig wird, bei der wir den Präsidenten stürzen und erschießen«, sagte sie. »Ich glaube, Mr. Barron denkt eher an den allgemeinen Verfall der Gesellschaft, mit Hungersnot und Raubzügen und Chaos und Blutvergießen. Er glaubt wirklich, daß die Menschheit vor die Hunde geht und daß wir darauf vorbereitet sein müssen, wenn wir überleben wollen.«
»Mr. Barron glaubt, daß Gold und Grundbesitz die einzig sicheren Vermögensanlagen sind, nicht?« fragte Justus. »Offenbar rechnet er mit einem Zusammenbruch unseres Finanzsystems.«
Elsie Spratt starrte ihn an. »Redest du immer so?« fragte sie.
Peter lachte. »Justus hält nichts von einfachen Ausdrücken, wenn es sich ebenso gut kompliziert sagen läßt.«
Justus ging nicht auf die Stichelei ein. »Glauben Sie etwa auch, daß unsere Welt zum Untergang verdammt ist?« fragte er Elsie und Detweiler.
Elsie zuckte die Achseln. »Nein, eigentlich nicht.«
»Ich glaube, Mr. Barron ist der einzige, der tatsächlich daran glaubt«, antwortete Detweiler. »Er sagt immer, die Regierung steckt ihre Nase überall hinein, wo sie nichts zu suchen hat, und die Leute müssen heutzutage nicht mehr arbeiten, wenn sie keine Lust haben, und folglich lassen es die meisten bleiben. Er sagt, in absehbarer Zeit wird unser Geld überhaupt nichts mehr wert sein –«

»Psst!« machte Elsie.
Sie legte Detweiler die Hand auf den Arm und schaute an ihm vorbei zur Tür. Dort hinter dem Mückengitter stand Mrs. Barron. »Darf ich hereinkommen?« fragte sie.
»Natürlich.« Elsie stand auf. »Wir trinken gerade Kaffee. Möchten Sie eine Tasse?«
»Nein, vielen Dank.« Mrs. Barron trat in die Küche und lächelte Justus, Bob und Peter zu. »Ich sah euch Jungen hier ankommen«, sagte sie. »Ob ihr wohl noch ein wenig länger bleiben und mit Mr. Barron und mir zu Abend essen könnt?«
Kenneth runzelte die Brauen. »Justus, es ist schon fünf vorbei«, gab er zu bedenken. »Wir sollten jetzt fahren.«
Mrs. Barron wandte sich an Elsie. »Wir könnten ja heute früher essen, nicht?«
Elsie war sichtlich verdutzt. »Ja – natürlich.«
»Na also!« Mrs. Barron lächelte wieder, und Justus schaute Bob und dann Peter fragend an.
»Das wäre großartig«, sagte Peter.
»Mach dir keine Sorgen«, versuchte Bob Kenneth zu beruhigen. »Nach San José kommen wir schon noch rechtzeitig.«
»Gut, dann ist das also klar«, sagte Mrs. Barron. »Um halb sechs Uhr gehen wir zu Tisch.«
Sie ging aus der Küche und die Treppe am Hinterausgang des Ranchhauses hinunter.
»Mir gefällt das nicht«, sagte Kenneth. »Ich finde, wir sollten losfahren.«
»Machen wir ja bald, Kenneth«, beschwichtigte Justus ihn. »Eine Stunde hin oder her spielt doch keine Rolle.«
Normalerweise stimmten Justs Schlußfolgerungen und Vorhersagen. Doch diesmal sollte er sich gründlich getäuscht haben.

»Mrs. Barron mag Jungen gern«, sagte Hank Detweiler. »Sie hat zwei Adoptivsöhne, und die fehlen ihr sehr. Einer ist als Schlagzeuger mit einer Rockgruppe losgezogen, und der andere lebt zur Zeit in Big Sur und stellt Holzpantinen her, die er an Touristen verkauft. Und er schreibt Gedichte.«
»O je«, sagte Peter. »Wie kommt sich denn Mr. Barron dabei vor?«
»Er ist todunglücklich darüber«, antwortete Elsie Spratt. »Jetzt lauft hinüber und eßt zu Abend und seid nett zu Mrs. Barron, aber vor ihm nehmt euch in acht. Wenn er schlechte Laune hat, ist er so unberechenbar wie eine Klapperschlange bei Gewitter.«
Da sah Kenneth ganz verstört aus. »Ich möchte lieber nicht mitgehen«, verkündete er. »Ich bleibe hier und warte.« Er warf Elsie einen Blick zu. »Ist es Ihnen recht, wenn ich dableibe?« fragte er.
»Ja, natürlich«, erwiderte Elsie. »Sie können hier essen, und die Jungen speisen vornehm im großen Haus.«
Also verließen Justus, Bob und Peter das Ranchhaus um halb sechs und gingen über den Hof zum Wohnhaus der Barrons. Mrs. Barron öffnete ihnen die Tür und führte sie in einen steifen, eleganten Salon mit Plüschsofas und Polsterstühlen. Mr. Barron war auch da und beklagte sich laut darüber, daß etwas mit dem Fernsehgerät nicht in Ordnung sei. »Nichts als Rauschen und Flimmern!« murrte er. Er schüttelte den Jungen geistesabwesend die Hand. »Ihr jungen Burschen geht noch zur Schule, nehme ich an«, sagte er. »Lernt ihr da auch was? Oder vertrödelt ihr nur die Zeit?«
Ehe die Jungen antworten konnten, kam eine Mexikanerin an die Tür und meldete, es sei angerichtet. Mr. Barron reichte Mrs. Barron den Arm, und die Jungen folgten den beiden ins Speisezimmer.
Die Mexikanerin hatte das Essen aus Elsies Küche herüberge-

tragen, und es war köstlich. Justus aß langsam und hörte sich Mr. Barrons Vortrag über die Unsitte der überhandnehmenden Kunststoffe an. Mr. Barron verabscheute demnach Vinyl, das wie Leder aufgemacht war, und ebenso Polyester, das sich als Wolle ausgab. Mr. Barron übte auch eingehende Kritik an Termitenjägern, die sich nicht auf Termiten verstanden, und an Automechanikern, die ein Auto nicht richtig reparieren konnten.
Mrs. Barron wartete, bis ihr Ehemann seine lange Beschwerdeliste abgehandelt hatte. Dann begann sie gelassen von ihrem Sohn in Big Sur zu erzählen, der Gedichte schrieb.
»Alles Unsinn!« fuhr Mr. Barron auf. »Das Zeug reimt sich ja nicht einmal! Das ist ja heute das Übel. Gedichte reimen sich nicht mehr, und die Leute müssen für ihr Auskommen nicht mehr arbeiten, und die Kinder brauchen ihre Eltern nicht mehr zu achten, und –«
»Charles, Liebster, du hast da einen Krümel am Kinn«, unterbrach Mrs. Barron ihn.
Mr. Barron tupfte sich mit einer Serviette den Mund ab, und Mrs. Barron erzählte den Jungen von ihrem anderen Sohn, der bei einer Musikgruppe Schlagzeug spielte.
»Er kommt zu unserer Tagung«, sagte Mrs. Barron.
Mr. Barron gab einen erstickten Laut von sich, und sein Gesicht wurde puterrot. »Diese Hanswurste!« knurrte er.
»Tagung?« hakte Peter bescheiden ein.
»Das Jahrestreffen der Vereinigung ›Blauer Stern‹ findet im August hier statt«, erklärte Mrs. Barron. Sie lächelte Justus an. »Du kennst das ja – du hast das Buch gelesen. Und viele Mitglieder unserer Gesellschaft haben mit den Rettern gesprochen, die vom Planeten Omega kommen. Sie werden vor den anderen Gästen über ihre Erlebnisse berichten, und wenn wir Glück haben, werden wir dieses Jahr auch Vladimir Contreras als Redner begrüßen können.«
»Ach ja«, sagte Justus. »Der Autor des- Buches *Sie sind an unserer Seite.«*

Mr. Barron lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Voriges Jahr wurde die Tagung des ›Blauen Sterns‹ in einem Kornfeld in lowa abgehalten, und da kam ein Mann, der glaubte, die Erde sei hohl und im Innern von einer Art Übermenschen bewohnt«, sagte er, »Es war auch eine Frau dabei, die für ihre Weissagungen magnetisierte Nadeln auf Wasser schwimmen ließ, und ein pickliger Jüngling, der immerzu ›Om! Om!‹ sagte, bis ich Lust bekam, ihn zu ohrfeigen.«
»Sie sind auch zu der Tagung gegangen?« wandte sich Peter an Barron.
»Ich mußte ja!« fuhr Barron auf. »Meine Frau ist eine bemerkenswerte Dame, aber wenn ich sie allein gelassen hätte, wäre sie diesen Verrückten bestimmt zum Opfer gefallen. Auch wenn ich sie begleite, schnappt sie vor Begeisterung fast über. Ich konnte sie nicht davon abhalten, das ganze Gesindel für diesen Sommer hierher einzuladen.«
»Wir müßten großen Zulauf bekommen«, sagte Mrs. Barron glückselig. »Viele Leute interessieren sich brennend für all das. Sie wissen, daß die Retter uns aus der Ferne beobachten.«
»Die einzigen, die uns aus der Ferne beobachten, sind die Anarchisten und Kriminellen, die uns enteignen wollen«, schimpfte Mr. Barron. »Na, ich bin auf sie gefaßt!«
Peter schaute Justus flehentlich an, und Justus stand auf.
»Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, uns einzuladen«, sagte Justus, »aber jetzt müssen wir gehen. Kenneth möchte so schnell wie möglich nach San José.«
»Natürlich«, sagte Mrs. Barron. »Wir wollen euch nicht aufhalten.«
Sie ging mit den Jungen zur Tür, und da stand sie und schaute zu, wie sie die Vortreppe hinuntergingen.

Es ist mir durchaus verständlich, daß Justus mit der Abfahrt von Rancho Valverde noch zögerte. Es scheint Mr. Barron sehr ernst zu

sein mit der Vorsorge fürs Überleben – von den eigenen Bienen bis hin zum holzbefeuerten Brenner für das Notstromaggregat. Wenn es allerdings nach Mrs. Barron ginge, wären diese Vorkehrungen überflüssig – vor der von ihr ins Auge gefaßten Katastrophe kämen ja die außerirdischen Retter gewiß rechtzeitig, so daß Honig und Holzfeuer gar nicht mehr gefragt wären . . . Ich wüßte zwar nicht, welche Art des Ernstfalles mir lieber wäre, bin aber doch ein wenig neugierig, ob auf Rancho Valverde das eine oder das andere eintritt, oder ob . . . (nun überlegt einmal, welche beiden Möglichkeiten es außerdem geben könnte!)

»Na, war's nett?« fragte Elsie Spratt, als sie wieder in die Küche des Ranchhauses kamen.
»Interessant«, sagte Bob, »aber nicht gerade gemütlich. Genau wie Sie sagten.«
Elsie lachte. »Eine Klapperschlange bei Gewitter.«
Kenneth hatte seine Mahlzeit gerade beendet. Er trug sein Geschirr zum Spültisch, und dann gingen die vier Besucher hinaus zum Wagen. Detweiler stand auf der Veranda des Ranchhauses, als sie wegfuhren, und winkte ihnen nach.
»Nette Leute«, sagte Bob.
»Bis auf Mr. Barron«, bemerkte Peter. »Alter Miesmacher!«
Der Lastwagen rumpelte den Feldweg entlang, und als er sich nach kurzer Fahrt dem Tor näherte, wurde er langsamer. Dann hielt er an, und die Jungen hörten, wie Kenneth die Wagentür öffnete.
»Justus!« rief Kenneth.
Justus sprang hinten ab, und seine Freunde kamen nach. Auf der Straße hatte sich ihnen ein Mann in den Weg gestellt. Der Mann trug eine Armeeuniform, und sein Patronengürtel war

mit Munition bestückt. Ein Stahlhelm war unter seinem Kinn festgeschnallt. Er hielt ein Gewehr quer vor der Brust.
»Tut mir leid«, sagte er. »Die Straße ist gesperrt.«
»Was ist denn passiert?« fragte Just
»Ich weiß es nicht«, antwortete der Soldat. Seine Stimme bebte, als habe er Angst. »Ich habe den Befehl, niemanden durchzulassen. Die Straße ist gesperrt.«
Er machte eine Bewegung mit dem Gewehr, als wolle er darauf aufmerksam machen. Dabei entglitt ihm die Waffe.
»Achtung!« schrie Peter.
Der Soldat packte das Gewehr ungeschickt, und mit ohrenbetäubendem Knall ging es los!

Invasion

Der Gewehrschuß hallte durch das Tal. Der junge Soldat blickte starr auf seine Waffe, gewaltig erschrocken, die Augen in dem blassen Gesicht weit aufgerissen.
»Das Ding ist ja geladen!« rief Kenneth empört.
»Natürlich ist es das«, sagte der Soldat mit unsicherer Stimme. »Wir bekamen heute scharfe Munition zugeteilt.«
Ängstlich packte er das Gewehr fester, damit es nicht wieder abrutschen und losgehen konnte. Die Jungen hörten auf der Straße Motorengeräusch. Gleich darauf kam ein Jeep angerast. Dicht vor dem bewaffneten Mann hielt er an.
»Stanford, was fällt Ihnen ein?« brüllte der Offizier, der in dem Jeep neben dem Fahrer saß. Aufgebracht schaute er erst den Soldaten, dann die Jungen und Kenneth an.
»Tut mir leid, Sir«, sagte der Soldat. »Das Gewehr ist mir abgerutscht.«
»Stanford, wenn Sie nicht einmal ein Gewehr halten können, dann sind Sie untauglich«, sagte der Offizier.
»Ja, Sir«, antwortete der Soldat.

Der Offizier stieg aus dem Jeep und schritt zu Kenneth hin. Die Jungen sahen, daß er noch jung war – ebenso jung wie der erschrockene Soldat. Seine olivgrüne Uniformjacke war neu, ebenso sein Helm, und auch die offensichtlich teuren Kampfstiefel an seinen Füßen.
»Ich bin Leutnant John Ferrante«, sagte er. Er riß eine behandschuhte Hand hoch wie zum Salutieren, ließ sie aber wieder sinken. Es fiel Justus auf, daß er bemüht war, sehr militärisch zu wirken – wie ein Schauspieler, der in einem Kriegsfilm einen Offizier darstellt.
»Wieso ist die Straße gesperrt?« fragte Kenneth. »Wir müssen noch heute abend nach San José fahren. Wir haben keine Zeit für die Kriegsspiele, die Sie hier aufführen.«
»Bedaure, aber das ist kein Spiel«, entgegnete Leutnant Ferrante mit gepreßter Stimme. »Meine Leute und ich wurden heute nachmittag von Camp Roberts hierherbeordert und haben Anweisung, allen Verkehr von dieser Straße fernzuhalten. Das ist eine Notausfallstraße von San Joaquin Valley zur Küste, und sie muß für Militärfahrzeuge freigehalten werden.«
»Wir wollen ja die Straße nicht blockieren«, erklärte Justus. »Wir fahren gleich wieder auf die 101 ab, und dann nach Norden bis San José.«
»Die Schnellstraße 101 ist auch gesperrt«, sagte der Leutnant. »Wenden Sie jetzt bitte und fahren Sie zurück, woher Sie gekommen sind, und halten Sie uns nicht auf.«
Der Leutnant legte die Hand an die Pistole, die in seinem Koppel steckte. Die Jungen erstarrten.
»Mein Befehl lautet, daß ich niemanden auf die Straße hier lassen darf«, fuhr der Leutnant fort. »Es dient ja nur Ihrem eigenen Schutz.«
»Schutz?« wiederholte Kenneth. »Mit einer Schußwaffe wollen Sie uns beschützen?«
»Ich bedaure«, sagte der Leutnant. »Ich kann Sie nun einmal nicht durchlassen. Und ich kann Ihnen nicht mehr dazu sagen,

als ich schon gesagt habe, weil ich selbst nicht mehr weiß. Nun nehmen Sie Vernunft an und fahren Sie zurück, ja?«
»Mr. Barron wird uns das nicht glauben«, sagte Justus. »Das ist nämlich Charles Emerson Barron, der Industrielle. Er wird bestimmt böse, wenn er hört, daß man seine Gäste aufgehalten hat. Vielleicht ruft er sogar Washington an. Er ist ein einflußreicher Mann!«
»Es liegt ja nicht an mir«, antwortete der Leutnant. »Ich kann Sie nicht passieren lassen!«
Da tauchten noch weitere uniformierte Gestalten auf der Straße auf. Schweigend stellten sie sich neben den Soldaten, der den Lastwagen angehalten hatte. Jeder hatte ein Gewehr, und die Jungen sahen, daß jeder schußbereit war.
»Na schön«, lenkte Kenneth rasch ein. »Justus, das hier gefällt mir nicht. Wir fahren zur Ranch zurück. Wir berichten Mr. Barron, was hier vor sich geht.«
»Gut!« sagte der Leutnant. »Tun Sie das. Hören Sie – ich werde Ihnen mit dem Jeep nachkommen. Ich werde Ihnen helfen, diesem Barron, wer das auch immer ist, die Sache zu erklären. Wie gesagt, wir haben unsere Befehle.«
Der Leutnant stieg in seinen Jeep, und die Jungen kletterten wieder auf den Lastwagen.
»Verrückte Sache!« sagte Peter, als Kenneth auf dem Schotterweg wendete.
»Kann man wohl sagen«, meinte Justus.
Der Lastwagen rollte auf das Haus der Barrons zu, gefolgt von dem Jeep.
»Als wir gegen Mittag Rocky Beach verließen, war ja noch alles in bester Ordnung«, sagte Justus. »Was hätte da mittlerweile eintreten sollen?«
»Keine Ahnung«, erwiderte Peter. »Aber dem Leutnant war es bestimmt nicht wohl. Irgendwas ist da im Gange.«
Kenneth hielt den Wagen auf der Zufahrt vor dem Ranchhaus an. Der Jeep fuhr dicht auf, und der Leutnant stieg aus und sah sich um.

»Wer hat denn hier das Sagen?« fragte er. Seine Stimme war forsch und überlaut, als müsse er sich selbst Mut machen.
Hank Detweiler kam die Hintertreppe des Ranchhauses herunter. Elsie Spratt und Mary Sedlack ließen sich auch sehen, und Rafael Banales stand hinter ihnen im Türrahmen der Küche und schaute herüber.
»Ich bin Mr. Barrons Verwalter«, sagte Detweiler. »Was wünschen Sie?«
Die Seitentür der Villa Barron ging ebenfalls auf, und Charles Barron und seine Frau traten auf die Veranda heraus.
»Was gibt es?« fragte Barron.
»Die Straße ist gesperrt«, antwortete Justus. »Wir können nicht wegfahren.«
Justus drehte sich erwartungsvoll zu dem Leutnant um, und Barron nahm den Offizier aufs Korn. »Meine Straße? Gesperrt?«
Erheitert sah Justus, daß der Leutnant trotz des kühlen Abendwinds ins Schwitzen gekommen war. Justus drängte sich der Verdacht auf, daß Charles Emerson Barron recht oft diese Wirkung auf andere Menschen hatte.
»Entschuldigen Sie, Sir«, stammelte der Leutnant. »D-d-das ist nicht Ihre Straße!«
Justus mußte sich das Lachen verbeißen. Mr. Barron konnte ja noch mehr, als Leute zum Schwitzen zu bringen. Er brachte sie auch zum Stottern.
»Hören Sie, *Ihre* Straße ist es erst recht nicht!« schrie Barron. »Was soll das heißen, gesperrt? Sie kann doch nicht gesperrt sein! Es ist eine öffentliche Verkehrsstraße.«
»J-ja, Sir«, sagte der Leutnant. »Die Schnellstraße nach San Joaquin, gewiß, Sir, a-a-aber –«
»Mann, nun nehmen Sie sich zusammen!« brüllte Barron. »Reden Sie schon, verdammt noch mal!«
»Wir h-h-haben unsere Befehle, Sir«, brachte der Leutnant mühsam heraus. »Heute nachmittag. Aus Washington. Es ist etwas p-p-passiert, in T-t-«

»Leutnant!« schrie Barron außer sich.
»In Texas!« rief der Leutnant. »In T-t-texas ist etwas passiert.« Doch nun hatte er seine Sprache wieder in der Gewalt, nahm den Helm ab und fuhr sich mit der behandschuhten Hand über das dunkle Haar. »Ich weiß nicht, worum es geht, aber alle Straßen hier im Staat sind gesperrt – alle Hauptverkehrsadern, Sir. Der Verkehr ruht.«
»Das ist ja lachhaft!« brüllte Barron.
»Ja, Sir«, sagte der Leutnant.
»Ich werde in Washington anrufen«, erklärte Barron.
»Ja, Sir«, sagte der Leutnant.
»Den Präsidenten«, verkündete Barron. »Ich werde den Präsidenten anrufen.«
Barron stampfte ins Haus. Die Fenster des großen Gebäudes standen offen, und alle auf der Einfahrt konnten hören, wie Charles Barron die Wählscheibe des Telefons drehte. Eine Sekunde lang herrschte Schweigen, dann schüttelte Barron den Apparat.
»Verflucht!« wetterte er.
Er trat auf die hintere Veranda heraus, knallte die Tür zu und kam die Stufen herunter. »Das verflixte Telefon!« stieß er hervor. »Da muß die Leitung gestört sein!«
»Nein, Sir«, sagte Leutnant Ferrante. »Das glaube ich nicht, Sir.«
»Was soll das heißen?« herrschte ihn Barron an. »Was wissen Sie von der Sache?«
»Nichts, Sir«, erwiderte der Leutnant, »nur daß im ganzen Bereich hier kein Telefon mehr funktioniert. Auch der Rundfunk nicht. Kein Radio, Sir. Unsere Befehle haben wir telegraphisch aus Washington erhalten.«
»Kein Telefon?« fragte Barron. »Und kein Radio?«
Aus den Häusern traten Männer und Frauen und standen auf dem Weg beieinander. Es waren die Leute, die auf Barrons Ranch arbeiteten. Sie wirkten verängstigt, als sie sich in der einbrechenden Dämmerung zusammenfanden.

»Es stimmt, was er sagt«, meldete sich ein Mann. »Das Radio geht nicht mehr.«
»Und heute abend können wir nicht fernsehen«, sagte ein anderer. »Aus dem Gerät kam nur ein Rauschen. Und jetzt kommt gar nichts mehr. Der Strom ist auch weg.«
»Kein Fernsehen?« Auf Mr. Barrons Gesicht spiegelte sich Besorgnis und zugleich Genugtuung. »Kein Strom?«
Elsie Spratt stieß einen ungeduldigen Laut hervor. »Das ist ja wie in einem schlechten Film«, rief sie. Ihre Stimme war laut und von gezwungener Munterkeit. »Warum sind die Straßen gesperrt? Das ist doch unbegreiflich! Was hieß es denn genau in dem Telegramm aus Washington? Was ist in Texas passiert?«
»Ich weiß es nicht, Madam«, sagte der Leutnant. »Es wurde mir nicht mitgeteilt. Ich habe nur –«
»Ja, ja, ich weiß!« sagte Elsie. »Sie haben Ihre Befehle!«
Sie drehte sich um und stieg empört die Stufen in die große Küche des Ranchhauses hinauf. Durch die offenen Fenster sahen die Jungen, wie sie an dem batteriebetriebenen Radiogerät, das auf dem Tisch stand, die Knöpfe drehte. Gleich darauf wehte der Klang von Musik zu den Leuten auf dem Hof hinaus.
»Na, was ist nun?« sagte Elsie drinnen. »Kein Radio, wie?«
»Einen Augenblick!« meinte Justus. »Die Musik! Das ist ja –«
»›Hail to the Chief‹!« sagte Barron. »Das ist das Stück, das die Marinekapelle immer spielt, wenn der Präsident auftritt!«
Die Musik endete, und es gab eine kurze Stille. Dann war ein Räuspern zu hören.
»Meine Damen und Herren«, sagte ein Ansager. »Der Präsident der Vereinigten Staaten!«
Mrs. Barron trat zu ihrem Ehemann. Er legte den Arm um sie.
»Meine Freunde«, sagte eine vertraute Stimme. »Kurz nach Mittag wurde mir heute gemeldet, daß Flugzeuge unbekannter Herkunft in Teilen von Texas und New Mexico und

entlang der kalifornischen Küste gesichtet worden sind. Zur Stunde liegen uns Meldungen vor – allerdings unbestätigte Meldungen –, daß diese Flugzeuge in Fort Worth, Dallas, Taos und San Francisco gelandet sind. Ich wiederhole, diese Meldungen sind vorläufig nicht bestätigt. Seien Sie versichert, daß es keinen Anlaß zur Beunruhigung gibt. Obwohl die Nachrichtenverbindungen in Teilen des Westens für den Augenblick offenbar unterbrochen sind, konnten wir uns mit dem Kreml und mit anderen Hauptstädten in Europa und Südamerika in Verbindung setzen. Unsere Beziehungen zu den Regierungen des Ostens und des Südens waren nie besser, und es gibt keinen Anlaß zur Beunruhigung . . .«

»Das hast du schon mal gesagt, du Dummkopf!« fuhr Barron auf.

»Verschiedene militärische Einheiten wurden mobilisiert«, fuhr die Stimme fort, »und wir rufen alle Bürger auf, den Anordnungen dieser Einheiten Folge zu leisten und an ihrem Wohnsitz zu bleiben, so daß die strategischen Verkehrswege nicht blockiert werden. Bitte bleiben Sie in Verbindung mit Ihrer örtlichen Zivilschutzbehörde –«

Es knisterte und knackte von atmosphärischen Störungen, und Elsie Spratts Radio gab den Geist auf.

»Idiot!« schimpfte Charles Barron. »Vollidiot! Wie konnte der nur gewählt werden! Eine Ansprache von ein paar Minuten über den Rundfunk, und hinterher ist man so klug wie zuvor. Unglaublich!«

»Mr. Barron, er ließ ja unmißverständlich durchblicken, daß es hier eine Invasion gegeben hat«, sagte Hank Detweiler. Der Verwalter war ganz ratlos. »Eine Invasion! Und dabei wurde unser Nachrichtensystem lahmgelegt! Wir . . . sind ja hier ganz allein! Wir können niemanden erreichen, um nachzuforschen, was draußen vor sich geht!«

»Weg von meinem Besitz!«

»Kommunisten!« schrie Charles Barron. »Anarchisten! Pack! Ich glaube nicht an diese Flugzeuge! Die haben die Rundfunksender besetzt, ganz klar! Sie versuchen uns einzuschüchtern, damit wir kapitulieren! Oder sie haben den Präsidenten als Geisel genommen, oder . . . oder . . .«
Barron hielt inne. Stählerne Entschlossenheit malte sich auf seinem Gesicht. »Ich werde in die Stadt fahren«, verkündete er. »Oder noch besser, ich fahre gleich nach Camp Roberts. Ich werde mit jemandem reden, der in der Sache Bescheid weiß, und keiner wird mich dabei aufhalten!«
»Ich habe meine Befehle, Sir«, sagte der Leutnant. »K-k-kein Fahrzeug darf auf die Straße.«
Der Leutnant straffte sich, holte tief Atem und sprach nun langsam und sorgfältig. »Ich halte es für richtig, Mr. Barron, daß Sie vorläufig auf Ihrer Ranch bleiben. Mein Befehl, Sir, lautet darauf, die Straße zum San Joaquin Valley freizuhalten und die Sicherheit für Personal und Betrieb auf Rancho Valverde zu gewährleisten.«
»Sicherheit?« Nun meldete sich Elsie Spratt zu Wort. Sie war wieder aus ihrer Küche gekommen. »Unsere Sicherheit? Wieso das? Wer bedroht uns denn? Was geht da draußen vor, Leutnant?«
Elsie zeigte auf die steilen Felshänge – und die Welt dahinter.
»Was hat das mit uns zu tun?« wollte sie wissen.
»Das . . . das weiß ich nicht, Madam«, erwiderte Ferrante.
»Was genau sagten Ihnen denn Ihre Vorgesetzten, Leutnant«, forschte Charles Barron.
Der Leutnant gab keine Antwort.
»Los, los, Mann!« fuhr Barron auf. »Was hat Ihr befehlshabender Offizier heute zu Ihnen gesagt?«
Wieder antwortete der Leutnant nicht.
»Es geht überhaupt nicht um die Straße, stimmt's?« sagte Barron. »Da gibt es noch Dutzende anderer Straßen, die viel

wichtiger sind. Die Leute in Camp Roberts wollen nur Rancho Valverde bewacht halten, oder etwa nicht? Aber wozu? Was haben wir denn zu bieten? Etwa unsere gesicherte Versorgung?«
»Ja, vielleicht genau das, Mr. Barron«, sagte Elsie Spratt.
»Wie viele Anwesen gibt es schon hierzulande, die darin so . . . so unabhängig sind wie wir? Wir können hier jahrelang leben, ohne unser Land verlassen zu müssen!«
»Aha!« rief Barron. »Darum geht es also!«
»Worum denn, Charles?« fragte Mrs. Barron.
»Jetzt ist es soweit«, sagte Barron. »Ich habe es ja kommen sehen! All dieser Firlefanz über Flugzeuge unbekannter Herkunft ist ein Riesenschwindel, um uns abzulenken. Sie wollen, daß alle zu Hause bleiben, bis die Bonzen in Sicherheit sind – und das hier in meinem Tal!«
»Mr. Barron, ich begreife nicht, was –« fing Hank Detweiler an.
»Wirklich nicht?« sagte Barron. »Natürlich begreifen Sie es. Entweder wurden wir von einer anderen Macht angegriffen und Sie können ja mal raten, wer das sein könnte – oder es hat einen Aufstand im Land gegeben, der sich jetzt ausweitet. Wahrscheinlich hat es in Washington angefangen. Ich habe gelesen, daß es dort zur Versammlung einer Gruppe kam, die sich ›Vereinigte Arbeiterschaft‹ nennt. Wozu haben die sich wohl vereinigt, das frage ich mich! Hörte sich an, als ob die nichts Gutes im Schilde führten. Die brauchen ja nur ein paar aktive Anhänger in den wichtigsten Großstädten – nur eine Handvoll Kämpfer –, und dann können sie in einem einzigen Tag die Regierung stürzen!«
»Dann hätten sie dazu nicht einmal einen Tag brauchen dürfen«, sagte Justus gelassen. »Alles war ja noch ganz normal, als wir heute nachmittag Rocky Beach verließen.«
»Und jetzt ist gar nichts mehr normal!« sagte Barron. »Wir haben die Katastrophe hier, und dieser Taugenichts, der sich Präsident nennt, hat nicht die leiseste Ahnung, wie er damit

fertigwerden soll, also läuft er einfach weg – und zwar an einen Ort, wo er sicher ist, und dort wird er sich verschanzen und –«
»Mr. Barron«, rief Elsie. »Ich schaffe das nicht, wenn er herkommt. Ich bin hier beschäftigt, um für Sie und Mrs. Barron und Hank und die anderen zu kochen, aber die Küche ist ja nicht groß genug für viele weitere Gäste, und –«
»Elsie, niemand wird von Ihnen verlangen, daß Sie für jemanden von dieser Clique aus Washington kochen«, erklärte Charles Barron. »Ich habe mir diese Zuflucht geschaffen, damit ich selbst Lebensraum habe, auch wenn die Werte sich . . . verändern. Ich habe ein Recht darauf, mich auf diesem meinem Besitz wohl zu fühlen, ohne daß ich hier Regierungsbeamte irgendwelcher Couleur beherbergen muß!«
Barron sah Leutnant Ferrante erbost an. »Und nun weg von meinem Besitz! Ich habe Waffen hier, und ich werde an den Grenzen meiner Ranch Wachen aufstellen. Auf Eindringlinge wird geschossen, verstanden?«
»Ja, Sir«, sagte der Leutnant. Er stieg in seinen Jeep. »Wegfahren!« befahl er dem Fahrer. »Los, gehen wir!«
Gleich darauf schoß der Jeep den Fahrweg entlang.
»Hank«, sagte Mr. Barron. »Nehmen Sie zehn Ihrer zuverlässigsten Leute – Männer, die mit einer Waffe umgehen können –, und schicken Sie sie zu mir. Wir werden auf die ganze Länge der Straße Posten am Zaun aufstellen!«
»Aber Charles, wird das etwas nützen?« meinte Mrs. Barron. »Wenn der Präsident wirklich hierherkommt, wird er dann nicht mit dem Hubschrauber einfliegen? Und wenn die Wachen auf der Straße sind –«
»Sei still, Ernestine!« fuhr Barron auf. »Von diesen Dingen verstehst du nichts.«
Barron betrat die Vortreppe seines Hauses, dann blieb er noch einmal stehen und schaute zu den drei ??? zurück. »Ihr Jungen«, sagte er, »ihr könnt hierbleiben. Ihr seid da mit hineingezogen worden, und ich werde euch nicht auf die Straße

setzen, wo Idioten wie dieser Leutnant vielleicht – na, wer weiß, wozu die imstande wären, Elsie, würde es Ihnen etwas ausmachen, für vier mehr zu kochen?«
»Nein, Mr. Barron«, sagte die Köchin.
»Dann ist es ja gut«, sagte Barron und ging ins Haus.
Justus, Peter und Bob standen mit Kenneth beim Lastwagen. Sie schauten zu, wie Hank Detweiler die Namen von zehn Rancharbeitern aufrief. Die Männer gingen hintereinander die Stufen zu Barrons Haus hoch.
Als die Männer dann wieder herauskamen, dunkelte es schon, aber die Jungen konnten sehen, daß jeder Mann nun ein Gewehr und einen Gürtel mit Munition trug. Sie gingen den Weg entlang auf den Zaun und das Tor zu.
Die anderen Bewohner der Ranch verzogen sich, und als Hank Detweiler aus dem Haus der Barrons trat, waren nur noch Kenneth und die Jungen im Hof.
»Ich weiß nicht, worum es hier geht«, sagte Detweiler, »aber ich bin sicher, daß es sich über kurz oder lang wieder gibt. Wahrscheinlich könnt ihr morgen weiterfahren.«
Er ging in das Ranchhaus, das jetzt vom weichen Licht der Kerosinlampen erhellt war. Gleich darauf meinte Kenneth, er werde nun auch hineingehen.
»Na?« sagte Bob zu Justus, als Kenneth gegangen war.
»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll«, sagte Justus. »Als wir um die Mittagszeit in Rocky Beach wegfuhren, war alles in schönster Ordnung. Und jetzt, wenige Stunden später, haben wir keinen Strom, die Radios sind außer Betrieb, und das Telefon geht nicht. Der Präsident hielt eine Ansprache über die Landung unbekannter Flugzeuge in mehreren Teilen des Landes, und Soldaten bewachen die Straße, so daß wir nicht wegfahren können.«
»Wegfahren können wir vielleicht nicht, aber weggehen doch wohl«, meinte Peter. »Wenn wir erst draußen irgendwohin gelangen können –«
Er unterbrach sich. »Hoppla«, sagte er. »Ich rede ja schon

daher, als glaubte ich wirklich, das hier sei eine Festung – als läge die übrige Welt da draußen. Und wir sind drinnen, wo es für uns sicher ist.«
»Eben das können wir doch gar nicht wissen«, sagte Justus. »Aber du hast recht. Wir sollten zu Fuß zur nächsten Ortschaft gehen. Wenn wir hierbleiben, erfahren wir auf keinen Fall Näheres. Vielleicht ist wirklich eine Art Invasion im Gange, und draußen können wir mehr darüber erfahren.«
»Aber Mr. Barron hat jetzt am Zaun Wachen aufgestellt«, gab Bob zu bedenken. »Werden die uns durchlassen?«
»Die werden gar nicht wissen, daß wir weggehen«, erwiderte Justus. »Wir sind doch schon öfter an Wachposten vorbeigekommen. Machen wir es eben jetzt auch so.«
»Und die Soldaten?« fragte Peter.
»Denen können wir ganz leicht aus dem Weg gehen«, erklärte Justus. »Sie werden wohl hauptsächlich das Tor bewachen.«
»Na schön«, sagte Bob. »Alles ist besser, als hier herumzusitzen und darauf zu warten, bis der Himmel einstürzt.«
»Dann wollen wir mal los«, bestimmte Justus. »Hier ist etwas Merkwürdiges im Gange. Ich will wissen, was das ist!«

Flammen über den Felsen

Lautlos schlichen die drei ??? im Dunkeln den Weg entlang.
»Ich sehe überhaupt nichts«, beklagte sich Peter. »Hier ist es stockfinster.«
»Nicht mehr lange«, prophezeite Justus.
Und kaum hatte er gesprochen, da ging hinter den steilen Felswänden im Osten der Mond auf. Ein schwacher Silberschein legte sich über das Tal, und der Schotterweg war nun grauweiß. In der Orangenpflanzung daneben warfen die Bäume Schatten – tiefe schwarze Schatten, die sich scharf auf dem Erdboden abzeichneten.

»Alles runter vom Weg!« gebot Justus. »Sonst könnte uns hier draußen jemand sehen.« Er trat in den Schatten der Orangenbäume. Schweigend gingen die drei Jungen weiter, auf die Südgrenze der Ranch zu, wo der Zaun das Anwesen umschloß.

Eine Viertelstunde später sahen sie den Zaun, grauweiß im Mondlicht hinter der dunklen Oleanderhecke. Die Jungen schlüpften zu der Hecke hin, und als sie im Schatten der Sträucher standen, spähten sie vorsichtig darüber weg. Nun konnten sie die Straße hinter der Hecke und die dichte dunkle Wildnis auf der anderen Straßenseite sehen. Sie schauten und warteten.

Ein paar Minuten lang rührte sich auf der Straße gar nichts. Doch dann tauchten Autoscheinwerfer auf. Ein Jeep kam langsam angefahren. An dem Fahrzeug war ein Suchscheinwerfer angebracht, und die Jungen mußten Deckung suchen, um dem Lichtkegel zu entgehen, der tastend über die Hecke glitt und dann nach Süden abdrehte, um die Wildnis dort zu durchforschen.

Als der Jeep vorüberfuhr, kam westlich vom Tor ein Lichtblitz von den Felsklippen drüben. Das Licht flackerte an der Grenze von Barrons Besitz entlang.

»Da oben steht einer und beobachtet den Zaun«, sagte Bob.

Justus seufzte. »Wahrscheinlich einer von Barrons Leuten.«

»Der könnte uns entdecken, wenn wir versuchen, über den Zaun zu steigen«, bemerkte Peter, »und beim Tor ist auch ein Wachposten. Ich kann ihn von hier aus sehen.«

Der Jeep wendete und fuhr wieder am Tor vorüber. Dann hielt er auf der Straße bei der Stelle an, wo die Jungen warteten. Und wieder sandte der Beobachter am Felshang seine Lichtbahnen in die Nacht. Der Schein beleuchtete die Männer im Jeep. Sie waren zu dritt. Einer schaute zu den Felsen hoch, dann nahm er sein Gewehr von der Schulter und kontrollierte, ob die Waffe auch geladen war. Gleich darauf fuhr der Jeep langsam weiter. Er erklomm eine kurze Steigung und ver-

schwand dann in der dahinterliegenden Senke aus dem Blickfeld.
»Warum sollten Barrons Leute uns zurückhalten, wenn wir über den Zaun steigen?« war Bobs logische Frage. »Warum sollte sie das überhaupt kümmern? Will Mr. Barron nicht nur Eindringlinge von draußen fernhalten?«
»Vermutlich schon«, entgegnete Justus, »aber wenn uns Barrons Wachen sehen, gibt es dort vielleicht Unruhe, und dann werden auch die Soldaten aufmerksam.«
»Na, und würden die sich aufregen?« sagte Bob. »Wir sind doch einfach Fußgänger. Wir würden ja nicht den Verkehr von Militärfahrzeugen auf der Straße behindern.«
»Wenn es nun aber nicht Militärfahrzeuge sind, wofür der Leutnant Sorge tragen muß?« hielt Justus dagegen. »Wenn es ihm in Wirklichkeit darum geht, die Leute auf Rancho Valverde eingesperrt zu halten?«
»Du redest ja wie Mr. Barron«, sagte Peter, »und für mich ist der total übergeschnappt!«
»Ist er vielleicht, aber ich glaube, in einem Punkt hat er recht«, erwiderte Justus. »Das Hauptinteresse des Leutnants gilt der Ranch und nicht der Straße. Er würde uns vermutlich nicht gehen lassen. Wenn wir es aber über die Straße und bis in das unwegsame Gelände dort schaffen, dann kämen wir hier weg.«
»Nun mach mal einen Punkt!« sagte Peter. »Wir sind zwar nur ein paar Kilometer von der Autobahn, aber wenn das ein paar Kilometer dichtes Gebüsch sind, dann laß mich aus dem Spiel! Wir würden ja im Dunkeln über und über zerkratzt!«
»Da hast du wahrscheinlich recht«, meinte Justus. »Also gut. Als ich mir vor unserer Abfahrt aus Rocky Beach die Landkarte anschaute, sah ich eine andere Straße, die nördlich von der Ranch verläuft. Wenn wir die Felshänge überklettern könnten, kämen wir leicht dorthin.«
Peter drehte sich um und blickte zu dem nächstgelegenen Bergzug im Westen hinüber. Der Mond stand nun hoch am

Himmel, und die Klippen ragten in dem gespenstischen Licht kahl und öde auf. An den Stellen, wo sich Schluchten und Wasserläufe in die Oberfläche eingruben, lagen schwarze Schatten.
»Gut«, sagte Peter. »Über die Klippen schaffen wir es. Aber nicht bei Nacht, Just. Nicht ohne Taschenlampen. Es ist zu steil und nicht überall hell genug. Ein Fehltritt dort oben könnte unser letzter sein.«
»Richtig«, meinte Justus. »Na schön, gehen wir zur Ranch zurück und ruhen uns ein wenig aus. Und bei Tagesanbruch ziehen wir wieder los.«
Die Jungen wanderten durch die Orangenpflanzung zurück zum Ranchhaus. Sie kamen nun leichter voran, denn der Mond schien hell, und die Lampen in den Häusern vor ihnen wiesen ihnen den Weg. Als sie noch etwa hundert Meter von Barrons Haus entfernt waren, traten sie wieder auf den Weg.
»Justus?« Kenneth kam gerade um die Ecke des Ranchhauses. »Justus, bist du das?« rief er. »Peter? Bob?«
»Ja, hier sind wir, Kenneth«, antwortete Justus.
»Warum seid ihr nicht ins Haus gekommen?« fragte Kenneth. »Wo wart ihr denn? Ich habe euch gesucht.«
An Barrons Haus ging die Hintertür auf, und Charles Barron kam heraus. »Wer ist denn da noch unterwegs?« rief er.
»Wir sind's nur, Mr. Barron«, sagte Peter.
Und dann sah er hinter Kenneth ein gleißendes, bläuliches Licht jäh aufflammen.
»Just!« rief Peter. »Sieh mal!«
Die Klippen im Norden der Ranch waren ganz in seltsamen blauen Flammenschein gehüllt. Das geisterhafte Feuer loderte himmelwärts wie ein Fächer aus eiskalten Strahlen.
»Was ist denn das nun wieder?« rief Charles Barron.
Für einen Augenblick trat die kahle Granitfläche der Felswände ganz hinter der Lohe zurück. Dann quollen von dem Gelände hinter dem Reservoir dichte weiße Rauchschwaden herüber.

Türen schlugen, Schritte hallten auf dem Hof. Ausrufe des Staunens und der Furcht waren zu hören. Dann erhob sich aus dem hochgetürmten, grell beleuchteten Gewölk über der Erde ein ovales Ding. Nun hing es in der Luft, silbern im gleißenden Licht über den Klippen. Dann stieg es weiter auf. Sekunden später war es hoch über dem Felsmassiv und verschwand am nächtlichen Horizont.
Der Feuerschein auf den Klippen wurde schwächer und erstarb. Auf der Ranch herrschte Schweigen – ein Augenblick der Erstarrung trat ein, und niemand wagte sich zu rühren. Dann sagte Peter: »Ich werd' verrückt! Eine fliegende Untertasse!«

Nun sieht es ja tatsächlich so aus, als seien sowohl die politisch-wirtschaftliche Katastrophe des Pessimisten Barron wie auch die Rettungsaktion durch Außerirdische im Sinne der Optimistin Barron gleichzeitig eingetreten! Daß wirklich etwas passiert ist, können Augen- und Ohrenzeugen beweisen. Doch auch an diesem Punkt gibt es wieder vier Möglichkeiten: was davon ist Wahrheit, was Trug? In jedem Fall: Herausforderung für die drei ???!

Ein unschuldiges Opfer

»Absurd!« sagte Charles Barron.
Niemand erwiderte etwas.
Mrs. Barron kam aus dem Haus und die Stufen herunter. »Charles!« rief sie aufgeregt. »Hast du das gesehen?«
»Ich bin ja nicht blind«, erwiderte Barron. »Freilich habe ich das Ding da gesehen. Hank! Rafael! John!«

Barron wies auf die Felsklippen im Norden. »Wir wollen nachsehen, was da oben los ist, zum Donnerwetter noch mal!« verkündete er.
Justus hörte von der Straße her das Dröhnen eines Motors. Er drehte sich um und sah den Jeep der Soldaten auf der Zufahrt heranrasen. Mit jähem Ruck stoppte er dicht vor dem Ranchhaus.
»Mr. Barron?« Leutnant Ferrante sprang aus dem Wagen und kam auf den Herrn der Rauch zugelaufen. »Alles in Ordnung?« fragte er. »Was ist passiert? Wir haben den Feuerschein gesehen.«
»Ich werde Sie über alle weiteren Vorfälle, die Sie betreffen, unterrichten«, fauchte Barron. »Aber jetzt verlassen Sie gefälligst mitsamt Ihrem Jeep das Gelände!«
»Charles!« rief Mrs. Barron. »Nun hör mal! Du brauchst doch nicht gleich so grob zu werden.«
»Ich bin so grob, wie es mir paßt, Ernestine«, sagte Barron. »Leutnant, ich warte.«
Ferrante stieg wieder in den Jeep. Der Fahrer legte den Rückwärtsgang ein, und der Jeep entfernte sich von den Leuten, die sich auf dem Hof eingefunden hatten. Dann wendete er scharf und raste den Weg entlang.
»Pablito!« rief Barron. Er winkte einen mageren Jungen zu sich, der als Zuschauer dabeistand.
»Ja, Mr. Barron?« sagte der Junge. Er mochte etwa acht oder neun Jahre alt sein.
»Geh hinüber zum Zaun und such deinen Vater und richte ihm aus, daß die Wachen auf die Reifen schießen sollen, wenn die Soldaten es sich unterstehen, mit dem Jeep noch einmal durchs Tor zu fahren.«
Da meldete sich eine der Frauen zu Wort. »Pablito wird das nicht ausrichten. Wenn es sein muß, dann werde ich gehen.«
»Charles, das alles ist doch wohl übertrieben«, meinte Mrs. Barron. »Dieser bedauernswerte junge Mann mit dem Jeep versucht doch nur seine Pflicht zu tun.«

»Er ist unbefugt hier eingedrungen, und das lasse ich mir nicht bieten, egal, wie alt einer ist und welche Stellung oder welchen Rang er hat«, verkündete Charles Barron. »Das sollten wir bei diesem Anlaß ein für allemal klarstellen, sonst haben wir bald jede Menge Flüchtlinge und Schmarotzer am Hals.«
Barron wandte sich wieder an Detweiler. »Hank, Sie und Rafael und John und ich, wir gehen jetzt zur Hochweide und schauen nach, was zum Kuckuck sich dort abgespielt hat.«
»Ja, Mr. Barron«, antwortete Detweiler. Der Blick des Verwalters war verblüfft und wißbegierig, doch keineswegs verängstigt.
»Ich finde, wir sollten uns dazu bewaffnen«, sagte Barron. Er nahm einen Schlüsselbund aus der Tasche und gab ihn Banales, der aus dem Ranchhaus gekommen war. »Sie wissen, wo die Schußwaffen sind. Holen Sie für jeden von uns ein Gewehr, und sehen Sie zu, daß die Dinger auch geladen sind.«
»Charles, du wirst doch nicht auf Menschen schießen?« forschte Mrs. Barron.
»Nur wenn es sein muß«, gab ihr Ehemann zur Antwort.
Ohne daß es von den Erwachsenen jemand bemerkte, zupfte Justus Peter am Ärmel und winkte Bob zu sich. Die drei Jungen setzten sich im Gedränge auf dem Hof flink nach hinten ab und suchten im Dunkeln zwischen zwei Häusern Unterschlupf.
»Wenn wir erfahren wollen, was da drüben wirklich geschehen ist, dann sollten wir unbedingt vor Barron und den anderen beim Reservoir oben sein«, erklärte Justus seinen Freunden. »Sonst beschließt Barron womöglich, die Sache zu vertuschen.«
Peter schluckte. »Justus, die Burschen haben doch Gewehre.«
»Barron hat aber versprochen, er würde auf Menschen nicht schießen«, legte es sich Justus zurecht. Er trabte los zu der Parkfläche bei den Schuppen.

»Aber Just«, sagte Peter kläglich, als er neben dem Ersten Detektiv herrannte, »wir haben doch eben eine fliegende Untertasse gesehen. Vielleicht sind oben beim Damm außerirdische Wesen!«
»Um so wichtiger, daß wir als erste oben sind!« erwiderte Justus.
Peter stöhnte, kam aber mit Bob folgsam hinterher.
Im Schatten bei den Schuppen war es dunkel, doch als die Jungen dann hinter dem Parkplatz querfeldein losmarschierten, kamen sie flott voran. Im Mondlicht konnten sie den Damm erkennen, und als sie zum Rand der Weide zwischen den Äckern und dem Damm kamen, sahen sie grasende Schafe. Manche blökten aufgebracht, als die Jungen vorbeikamen. Peter machte bei dem sonderbaren Laut vor Schreck einen Satz, lief aber weiter. Bald kletterten die Jungen an einer Seite des Damms über die Felsen.
Am Nachmittag hatte Hank Detweiler erwähnt, daß hinter dem Damm noch eine Wiese lag. Gezeigt hatte er sie ihnen allerdings nicht. Nach seiner Meinung war das Tal, in dem Rancho Valverde lag, einst ein See gewesen. In längst vergangenen Zeiten hatte ein starkes Erdbeben den Seegrund auseinandergerissen und den nördlichen Teil über das Niveau des übrigen Tals angehoben. Einen Teil dieser höhergelegenen Ebene bedeckte nun das Reservoir, und der Rest war eine Wiese, die vom Reservoir allmählich zum Rand der Felsenklippen anstieg.
Als die Jungen die Dammkrone erreicht hatten, gingen sie auf einem Fußpfad um das Reservoir herum zu dem Grasland jenseits des Wassers. Peter schaute sich ängstlich um. Sollten hier oben tatsächlich außerirdische Wesen sein? Außer seinen Freunden konnte er niemanden sehen. Und von dem Feuer, das auf den Klippen gelodert hatte, waren keine Spuren geblieben. Im Mondlicht sahen die Jungen nur nackten Fels und das Gras, das zwischen dem Reservoir und den Klippen einen mattsilbernen Teppich bildete.

»Wir hätten eine Lampe mitnehmen sollen«, sagte Bob. Er trabte los durch das kniehohe Gras, aber ehe er ein paar Schritte weit gekommen war, stolperte er und wäre fast gestürzt.
»Aufpassen!« sagte Justus warnend.
Bob trat einen Schritt zurück. »Just!« rief er. »Peter! Da! Hier . . . hier ist etwas!«
Justus und Peter kamen angelaufen und knieten sich ins Gras.
»Um Himmels willen!« Peter war wie betäubt. »Da liegt einer! Ist er . . . lebt er noch?«
Justus beugte sich dicht zu dem reglosen Körper eines Mannes herunter. »Ja. Er atmet.«
Beim Damm hörten sie Stimmen und das Poltern gelockerter Steinbrocken, die den Hang hinunterrollten. Charles Barron und seine Leute waren im Anmarsch.
Justus packte kräftig zu und wälzte den Mann im Gras auf den Rücken. Sein Gesicht war im Mondlicht ganz weiß. Die Augen waren geschlossen, und der Mund stand ein wenig offen. Sein Atem kam in raschen, kurzen Stößen. Ein schwacher Geruch machte sich bemerkbar. Es war der Geruch versengter Haare.
»Aha!« rief Charles Barron laut. »Stehenbleiben! Eine Bewegung, und es knallt!«
Die Jungen blinzelten ins blendende Licht starker Lampen.
»Na, das sind doch die Jungen vom Trödler«, sagte Barron.
»Mr. Barron, der Mann hier ist verletzt!« rief Justus hinüber.
Barron und Hank Detweiler kamen gelaufen.
»De Luca!« rief Barron. »Simon de Luca!«
Detweiler kniete nieder und hielt seine Taschenlampe dicht ans Gesicht des Mannes. Vorsichtig berührte er de Luca.
»Er hat eine große Beule hinter dem Ohr«, stellte Detweiler fest, »und . . . und ein Teil seiner Haare ist verbrannt!«
Der bewußtlose Mann regte sich ein wenig.
»Alles in Ordnung, Simon«, sagte Detweiler. »Wir sind bei dir.«

Der Mann öffnete die Augen und starrte zu Detweiler hoch. »Was ist passiert?« erkundigte sich Detweiler.
De Luca bewegte den Kopf und zuckte zusammen. »Bin ich gestürzt?« fragte er. Er schaute sich mühsam um. »Die Schafe. Wo sind die Schafe?«
»Auf der Weide unten vor dem Damm«, antwortete Detweiler.
De Luca setzte sich vorsichtig auf. »Das verstehe ich nicht«, sagte er. »Ich ging hinaus, um nach den Schafen zu sehen. Ich war fast bis zum Damm gekommen. Alles war in Ordnung.« Er sah Detweiler verängstigt an. »Ich war auf der unteren Wiese. Und das ist das letzte, woran ich mich erinnere. Wie bin ich hierhergekommen? Habt ihr mich hergebracht?«
»Nein, das waren wir nicht, Simon«, sagte Detweiler. »Die Jungen hier haben dich gefunden. Kannst du dich erinnern, daß du etwas gesehen hast? Flammen? Rauch? Irgend etwas?«
»Nichts«, erwiderte de Luca. Er nahm den Kopf zwischen die Hände, und zum ersten Mal faßte er an sein Haar. »Was ist denn passiert?« rief er. »Mein Haar! Was ist mit meinem Haar los?«
»Simon, du bist irgendwie versengt worden«, sagte Detweiler. Banales kniete sich neben den Verletzten und begann leise auf Spanisch zu reden. Die anderen gingen ins Gelände, um die Wiese abzusuchen. Das Licht ihrer Taschenlampen zeigte ihnen auf dem Erdreich verkohlte Stellen, als hätte es dort im grünen Gras heftig und kurz gebrannt. An den Felsen, wo die blauen Flammen gelodert- hatten, waren rußige Streifen zu sehen. Das war alles, bis auf einen Gegenstand, den Detweiler am Fuß des Felsenhangs fand – ein Ding, nicht größer als eine Männerhand. Es war aus blankem, silbergrauem Metall, und in der Mitte war es mit einem Scharnier versehen. An jedem Ende trug es eine Zackenreihe.
»Eine Art Klammer«, sagte Detweiler. »John, was ist das?« John Aleman nahm Detweiler das Ding ab. Er drehte und

wendete es in den Händen. »Keine Ahnung. Sieht aus wie ein Teil von irgendeiner Maschine.«
»Oder von einem Flugzeug?« fragte Detweiler.
»Vielleicht«, sagte Aleman. »Das Metall – das ist eine Legierung. Was für eine, weiß ich nicht. Nach Stahl sieht es nicht aus. Es könnte eher Zinn sein. Ölspuren sind keine darauf. Seht mal. So läßt es sich zuklappen, und darin greifen die Zacken ineinander. Es könnte eine Art Schalter sein, aber es sieht ganz anders aus als all die Schalter, die ich kenne.«
Barron sah sich kritisch auf der Wiese um und blickte dann zu den Klippen hoch. »Ganz anders als die, die Sie kennen?« meinte er.
Dann schwiegen alle und dachten an die lodernden Klippen und die Rauchwolken und das seltsame Gefährt, das sich von der Wiese in die Luft erhoben hatte. De Luca betastete mit verdutztem Gesicht sein versengtes Haar.
»Es war jemand hier«, sagte Aleman ruhig. Sein kantiges Gesicht mit den groben Zügen war erbost. »Da sind welche gekommen und . . . und haben Simon etwas angetan und sind wieder verschwunden. Aber woher kamen sie? Und wohin sind sie gegangen? 'Wer waren sie?«
Keiner antwortete. Aus den Hügeln über ihnen kam der einsame Schrei eines Kojoten. Peter erschauderte bei dem klagenden Laut und bei der Erinnerung an die fliegende Untertasse. Er fragte sich bang, ob tatsächlich außerirdische Wesen hier über die Wiese gegangen waren – und ob sie sich etwa noch dort versteckt hielten.

Überfall

Simon de Luca wurde mit dem Transporter von der Wiese zurückgebracht. Nachdem man ihn in eines der Häuser am Weg getragen hatte, untersuchten ihn Mary Sedlack und Mrs.

Barron. Sie prüften seine Reflexe, leuchteten ihm mit einer kleinen Lampe in die Augen und stellten fest, daß er eine leichte Gehirnerschütterung erlitten hatte.
»Mrs. Barron macht das, als sei sie medizinisch ausgebildet«, sagte Bob zu Elsie Spratt. Die drei ??? waren in der Küche des Ranchhauses bei der Köchin, die verstört dasaß und sich den verwachsenen Finger rieb.
»Mrs. Barron war als junges Mädchen auf einer Krankenpflegeschule«, entgegnete Elsie. »Einen Tag in der Woche hilft sie im Krankenhaus in der Stadt aus. Schade, daß sie den alten Griesgram geheiratet hat. Sie wäre eine großartige Krankenschwester geworden.«
Die Jungen hörten einen Wagen auf dem Hof. Justus stand auf und ging zur offenen Tür. Vor ein paar Minuten war Charles Barron zum Tor gefahren, um Leutnant Ferrante aufzufordern, er solle seine Vorgesetzten in Camp Roberts benachrichtigen, weil ein Viehhirte überfallen worden war. Nun war Barron wieder zurück, und Mrs. Barron stand auf dem Weg und sprach mit ihm.
»Na?« fragte sie. »Was war nun?«
Barron stieß einen verächtlichen Laut Aus. »Dieses jämmerliche Abziehbild von Offizier hat ein Feldtelefon, aber damit ist es wie mit allem anderem hier. Es funktioniert nicht.«
»Natürlich nicht«, sagte Mrs. Barron triumphierend. »Wenn sich die Retter in unserer Atmosphäre befinden, stören sie unser elektrisches Feld.«
»Ernestine, du weißt ja nicht einmal, was ein elektrisches Feld überhaupt ist!« rief Charles Barron.
»Nein, ich weiß es wirklich nicht«, gab sie zu. »Aber es ist ungeheuer wichtig, nicht? Wenn außerirdische Besucher das Feld stören, ist alles lahmgelegt – Radio, Telefon, Autos!«
»Unser Auto geht aber noch«, stellte Barron fest.
»Vielleicht hat sich die Störung noch nicht voll ausgewirkt«, widersprach Mrs. Barron. »Wenn die Besucher wiederkommen, wird das erreicht sein.«

»Und wann soll das sein?« fragte Barron, bis aufs äußerste gereizt.
»Das werden sie uns mitteilen«, erwiderte sie. Sie ging die Stufen zu dem großen Haus hinauf.
Barron knurrte Unverständliches vor sich hin. Dann folgte er seiner Frau.
»Gratuliere!« sagte Elsie Spratt, die zur Tür des Ranchhauses gekommen war und nun neben Justus stand. »Endlich einmal hat sie das letzte Wort!« Elsie ging zum Tisch zurück und setzte sich. »Der alte Kauz, mit dem sie verheiratet ist, kann selbst eine Heilige zur Verzweiflung bringen. Wenn Mrs. Barron sagt, das ist schwarz, dann behauptet er, es sei weiß, nur ihr zum Trotz. Aber heute abend ist es so gekommen, wie sie sagte. Immerzu hat sie fliegende Untertassen und Besucher aus dem Weltraum prophezeit, und er hat dauernd behauptet, daß wir von den Kommunisten oder Bürokraten oder Gewerkschaften enteignet werden, und nun hat sie recht behalten!«
»Glauben Sie das wirklich?« fragte Justus. »Glauben Sie wirklich, daß wir Besuch aus dem Weltraum bekommen haben?«
Elsie wich seinem Blick aus. »Was denn sonst?« meinte sie. Sie stand energisch auf und holte aus einem der Schränke eine Kerze und einen Zinnleuchter. »Das könnt ihr mitnehmen, wenn ihr zu Bett geht«, sagte sie und gab den Jungen den Leuchter. Dann ging sie mit einer Lampe treppauf. Auch Mary Sedlack kam ins Haus und ging hinauf.
Banales, Detweiler und Aleman hatten ihre Zimmer ebenfalls im Ranchhaus, und bald darauf kamen sie herein. Banales zeigte Kenneth und den Jungen, wo sie vorn im Haus in einem großen Schlafraum mit Feldbetten übernachten sollten. Kenneth behauptete, er werde bestimmt kein Auge zutun, aber er streckte sich auf einer Pritsche aus und atmete bald tief und gleichmäßig.
Nachdem die Kerze ausgeblasen war, lagen die Jungen im Dunkeln noch lange wach. Sie lauschten auf die Geräusche

des alten Hauses und seiner Bewohner. Irgendwo in der Nähe wälzte sich jemand ruhelos im Bett umher. Und ein anderer schritt in der Dunkelheit auf und ab.
Justus erwachte in den frühen Morgenstunden und konnte keinen Schlaf mehr finden. Die Ereignisse des vergangenen Tages gingen ihm nicht aus dem Kopf. Nach einer Weile stand er auf und trat ans Fenster. Der Mond war untergegangen, und die Ranch lag dunkel und still da. Draußen rührte sich nichts. Justus wußte nicht, wie spät es war, aber er glaubte, es müsse bald hell werden.
Entschlossen zog er sich an und trat an die Pritschen, wo seine beiden Freunde schliefen. Eine leichte Berührung weckte die beiden. Ein paar Minuten später schlichen alle drei Jungen die Treppe hinunter und aus dem Haus. Im schwachen Schein der Sterne führte Justus die anderen an den Häusern der Landarbeiter vorüber zu der Parkfläche bei den Schuppen. Dort kauerten sich die Jungen unter einen Baum.
»Was ist?« fragte Peter.
Justus zog die Brauen zusammen und zupfte an seiner Lippe, wie er es immer tat, wenn er scharf überlegte. »Wäre es eigentlich sehr schwierig, die Stimme des Präsidenten nachzumachen?« fragte er schließlich. »Und wäre es schwierig, eine Bandaufnahme der Marinekapelle mit ›Hail to the Chief‹ aufzutreiben?«
»Du meinst, das Ganze ist ein Schwindel?« fragte Bob.
»Ich weiß nicht. Aber ich muß dabei an eine berühmte Radiosendung denken, von der ich einmal gelesen habe«, sagte Justus. »Das Stück war von Orson Welles, und wenn es auch anfänglich nicht als Schwindel angelegt war, so endete es doch haarsträubend.«
Justus lehnte sich gegen einen Baumstamm und räusperte sich, als wolle er zu einem längeren Vortrag ansetzen.
»Damals in den dreißiger Jahren«, begann er, »noch ehe es Fernsehen gab, inszenierte Welles in der Nacht vor Allerheiligen die Hörspielfassung einer Science-Fiction-Erzählung

von H. G. Wells, dem englischen Schriftsteller. Die Geschichte hieß *Krieg der Welten.* Sie handelte von Marsungeheuern, die auf die Erde einfallen. Gleich zu Beginn des Programms erklärte ein Ansager, dies sei lediglich ein Hörspiel, aber das nun folgende Programm hörte sich genauso an wie eine Abfolge von Nachrichten im Katastrophenfall. Alle, die ihr Gerät zu spät einschalteten, hörten also nur Berichte über die fremdartigen Gebilde aus dem Weltraum, die in der Nähe einer Kleinstadt in New Jersey zur Erde gefallen waren. Sie erfuhren, daß es sich bei diesen seltsamen Gebilden um Raumschiffe handelte und daß ihnen furchteinflößende Wesen mit Fangarmen entstiegen. Einzelne Programmteile waren so angelegt, als sei dies eine Direktübertragung aus Funkwagen vom Schauplatz des Geschehens, und die Hörer am Radio vernahmen Sirenengeheul und die Geräusche einer aufgeregten Menschenmenge. Es gab Meldungen über Giftgas, das aus den Sümpfen von New Jersey aufsteige. Und es gab Nachrichten über die Verkehrslage auf den Hauptstraßen während der angeblichen Flucht der Leute vor den Angreifern. Beim Sender erfuhr man allerdings erst nach Programmende, daß die Menschen tatsächlich vor den Marsbewohnern flüchteten. Tausende hielten die Rundfunksendung für Wirklichkeit und gerieten in Panik.

Nehmen wir nun mal an, daß die Übertragung, die wir heute hörten, in Wahrheit nicht aus Washington kam. Nehmen wir an, daß die Stimme, die wir hörten, nicht die des Präsidenten war. Daß wir über Funk etwas hörten, das speziell in dieser Gegend gesendet wurde.« Justus zeigte auf die Felsenklippen ringsum.

»Tja«, sagte Bob. »Da drüben könnte es einen Sender geben. Vielleicht könnte er die Wellenlängen der üblichen Stationen stören. Vielleicht könnte er eine getürkte Ansprache übertragen. Aber die Soldaten auf der Straße . . .«

»Und wenn die nun auch Türken bauen?« gab Justus zu bedenken. »Dieser Leutnant ist so auffallend militärisch – so

schneidig und so geschniegelt. Fast als wäre es ein Schauspieler.«
»Vielleicht ist er jetzt erst befördert worden«, meinte Bob. »Stimmt, er ist so piekfein angezogen. Und immer mit Handschuhen. Aber man weiß ja, daß frischgebackene Offiziere nun mal so sind.«
»Wenn das ein Schwindel ist, dann hat sich da jemand eine unglaubliche Mühe gemacht«, sagte Peter. »Wozu sollte einer nur all das aufziehen? Das Feuer auf den Klippen – na, das war ganz schön schaurig. Es kann nicht einfach sein, auf kahlen Felsenklippen den Eindruck zu erwecken, als ständen sie in Flammen. Und wir haben tatsächlich den Start eines Raumschiffs beobachtet. Und dieser Schafhirte – sein Haar war versengt! Und was ist mit dem Ding, das Hank Detweiler auf der Wiese gefunden hat – diese Klammer, dieser Schalter oder was es sonst war?«
»Alles sehr überzeugend«, sagte Justus, »aber denk mal ganz nüchtern darüber nach, Peter. Dein Vater arbeitet doch beim Film. Ist heute etwas passiert, das nicht von einem guten Trickspezialisten haargenau nachgemacht werden könnte?«
»N-nein«, antwortete Peter nach kurzem Zögern. »Ich glaube nicht.«
»Es gibt nur einen Weg, den wahren Sachverhalt herauszufinden«, sagte Justus. »Wir müssen das tun, was wir uns ursprünglich vorgenommen hatten. Wir müssen zur nächsten Ortschaft marschieren und feststellen, was dort los ist.«
»Das bedeutet, daß wir über die Felsen klettern, stimmt's?« fragte Bob. »Na schön. Gehen wir los.«
»0 nein!« stöhnte Peter. »Müssen wir denn noch einmal hinauf zu dieser Wiese? Wenn nun jemand – oder irgend etwas – noch da oben ist?«
»Das hast du gestern abend auch schon gesagt«, erinnerte ihn Justus, »und außer dem Hirten fanden wir dort niemanden vor. Mach dir jetzt keine Sorgen mehr. Wir gehen ja erst, wenn es hell wird.«

Die Jungen warteten ungeduldig, bis ein schwaches, bleiches Licht die Finsternis im Tal verdrängte. Dann standen sie auf und schritten zügig auf die Wiese los. Als sie die Felder hinter sich gelassen hatten und den Rand der Weide erreicht hatten, sahen sie Nebel. Er stieg vom Reservoir auf und wölkte in stetigem Strom über den Damm herunter. Sie gingen darauf zu und sahen sich vor, daß sie die Schafe auf der unteren Weide nicht aufstörten, aber am Fuß des Damms hielten sie inne. Jeder der drei verspürte einen angstvollen Schauder. Jeder mußte wieder daran denken, wie Simon de Luca auf der Erde gelegen hatte, das Haar versengt wie vom Flammenstoß eines Strahlantriebs.

Die Jungen arbeiteten sich durch Gestein und Gebüsch an der Kante des Damms hoch. Als sie die Dammkrone erklommen hatten, machten sie sich daran, das Reservoir zu umwandern. Peter war vorn und watete durch den Nebel. Plötzlich stieß er einen Schrei aus.

Da stand jemand mitten auf dem Weg – eine hochgewachsene, schlanke Gestalt, deren Kopf im Vergleich zum Körper zu groß war. Die Jungen brauchten einen Augenblick, um zu erkennen, daß ihr Gegenüber einen Anzug aus glänzendem weißem Material trug, von dem es selbst im schwachen Dämmerlicht noch wie ein Leuchten ausging, und daß der Kopf in einem großen Helm steckte. Es war ein Helm, wie ihn ein Taucher oder Astronaut tragen mochte – oder vielleicht ein Erdenbesucher aus dem Weltraum, dem die Luft hier nicht zuträglich war.

Peter schrie noch einmal. Justus sah, wie die Gestalt den Arm hob und zuschlug. Im selben Augenblick fühlte sich Justus von hinten an der Kehle gepackt. Er wurde in die Höhe gehoben, so daß er über sich den grauen Morgenhimmel und die blassen Sterne sah. Dann spürte er einen jähen, stechenden Schmerz hinten im Genick. Es schien ihm, als stürze er ins Dunkel ab, und dann sah er nichts mehr.

Es darf spioniert werden

Justus öffnete die Augen und sah, daß der Himmel über ihm blau war. Der Nebel hatte sich aufgelöst, und Kenneth kniete neben ihm.
»Justus, ist alles in Ordnung?« fragte Kenneth besorgt.
Justus stöhnte. Tat das weh – von der rechten Schulter bis zum Ohr hinauf. Zitternd brachte er es über sich, aufrecht hinzusitzen. Neben ihm half Rafael Banales Peter auf die Füße, und John Aleman redete leise auf Bob ein, der auf der Erde saß, die Knie bis zum Kinn hochgezogen.
»Kenneth«, sagte Justus, »wie hast du uns gefunden?«
Kenneth grinste. »Das war nicht schwer. Ich wachte auf, und ihr wart weg. Da dachte ich, wenn ich Justus Jonas wäre, würde ich dort hingehen, wo etwas los ist. Dann weckte ich Mr. Aleman und Mr. Banales, und wir holten noch Mr. Detweiler und kamen hierher.«
Justus blickte sich um. Hank Detweiler stand hinter ihm und machte ein finsteres Gesicht. »Was ist denn passiert?« fragte er.
»Hier hatte jemand auf der Lauer gelegen«, antwortete Justus. »Ich habe eine Gestalt in einem Raumanzug gesehen. Peter wurde niedergeschlagen.«
»Du machst Witze!« sagte Detweiler.
»Nein, er meint es ernst.« Peter faßte sich an den Kopf und zuckte zusammen. »Dieser Kerl hat mir kräftig eins übergezogen.«
Justus griff sich an den Hals und erinnerte sich an das Vorgefallene. »Hinter mir kam eine zweite Gestalt heran. Ich fühlte mich mit einem Würgegriff gepackt, und dann wurde ich ohnmächtig.«
»Es müssen insgesamt drei gewesen sein«, sagte Bob. »Der eine, der mich überfallen hat, roch nach Pferden.«
»Was?« Charles Barron war plötzlich auf der Weide erschienen.

»Wer roch nach Pferden? Hank, was geht hier vor?«
»Die Jungen haben irgendwann heute nacht die Ranch verlassen«, erklärte Detweiler. »Sie sind hier heraufgekommen und wurden überfallen. Peter spricht von einem Wesen im Raumanzug. Und Bob von jemand, der nach Pferden roch.«
»Unsinn!« sagte Barron. »Außerirdische riechen nicht nach Pferden. Hank, ich bin mit einem der Lastwagen heraufgekommen. Wir müssen mit den Jungen zur unteren Wiese gehen. Von dort werde ich sie zum Ranchhaus mitnehmen, und da kann sich Mrs. Barron um sie kümmern.«
Zehn Minuten später bestiegen Justus, Peter und Bob ihre Feldbetten im Schlafraum – strenger Befehl von Mary Sedlack und Elsie.
»Immerhin haben wir Glück im Unglück«, sagte Mary trocken. »Simon de Luca hätte ja gestern abend auf der Wiese getötet werden können, und euch hätte es heute früh an den Kragen gehen können, aber es ist ja noch mal gut gegangen. Mischt euch da nicht mehr ein. Bleibt weg von der Wiese. Zur Zeit ist es da nicht geheuer.«
Sie ging mit Elsie hinaus und die Treppe hinunter.
»Jetzt eben hat sie nicht nach Pferden gerochen«, sagte Justus, »aber gestern nachmittag war es deutlich zu merken.«
»Du glaubst, sie könnte bei den Angreifern gewesen sein?« fragte Bob.
Justus zuckte die Achseln. »Wer weiß? Kräftig genug wäre sie vermutlich schon. Ich meine, daß zumindest einer unserer Angreifer ein Erdenbewohner war. Ich kann einfach nicht glauben, daß ein Besucher von einem anderen Planeten ein Pferd reitet.«
Bob starrte an die Decke. »Ein Reiter? Das würde uns nicht viel weiter helfen. Nehmen wir nur Hank Detweiler. Ich wette, der reitet hier. Und Barron vermutlich auch. Mary verbringt viel Zeit bei den Pferden. Banales und Aleman sind wohl auch Reiter. Dann wären da noch die Landarbeiter in den kleinen Häusern. Über die wissen wir fast gar nichts.«

»Über wen wißt ihr fast gar nichts?« fragte Mrs. Barron. Sie war unbemerkt die Treppe heraufgekommen, und nun stand sie im Türrahmen und lächelte den Jungen zu.
»Ihr habt meinem Mann einen schönen Schreck eingejagt«, sagte sie. »Er erzählte mir, ihr wärt von den . . . von den Rettern überfallen worden.«
»Wir wurden von drei Leuten überfallen, Mrs. Barron«, stellte Justus richtig. »Na, zumindest einer davon trug einen Raumanzug.«
Mrs. Barron setzte sich auf Justs Bettrand. Sie hatte eine kleine Taschenlampe mitgebracht und leuchtete damit in Justs Augen. »Dir geht es wieder gut«, sagte sie leise. »Du hast Glück gehabt.« Sie ging weiter und sah auch nach Peter. »Was hattet ihr eigentlich vor, da oben auf der Wiese?« wollte sie wissen.
»Wir wollten von der Ranch weg und zur nächsten Ortschaft laufen«, erklärte Justus. »Mrs. Barron, Sie scheinen so sicher zu sein, daß wir Besuch von Bewohnern eines anderen Planeten haben. Wissen denn die Leute hier auf Rancho Valverde Bescheid darüber, daß Sie sich so eingehend mit der Rettung aus dem Weltraum beschäftigen?«
»Ich nehme an.« Ihr Gesicht war besorgt. »Ich denke schon, daß alle auf der Ranch das wissen. Aber ich bin einfach nicht ganz sicher, daß gestern abend die Retter hier waren.«
»Nicht sicher?« meinte Justus.
Sie schüttelte den Kopf und trat an Bobs Bett. »Dieses Gefährt auf der Wiese gestern abend sah zwar genauso aus wie die Raumschiffe, von denen aus anderen Gegenden schon berichtet wurde. Erdbewohner haben sich nämlich schon öfter mit den Rettern unterhalten. Aber Simon wurde verletzt – und ihr Jungen auch. Sonst haben die Besucher niemals jemanden tätlich angegriffen. Sie stehen geistig auf so hoher Ebene, daß sie mühelos Telepathie einsetzen. Ich kann nicht glauben, daß sie sich an Menschen vergreifen würden. Dazu sind sie nicht hier. Sie kommen her, um uns zu helfen!«

»Ja, natürlich«, sagte Justus. »Mrs. Barron, der Planet Omega soll sich in der erdnächsten Galaxie befinden, im Sternbild Andromeda. Wissen Sie, wie weit das entfernt ist?«
»Oh, etwa zwei Millionen Lichtjahre«, erwiderte sie. »Ich weiß. Eine Reise über zwei Millionen Lichtjahre kann man sich nicht vorstellen. Aber die Retter haben weit fortschrittlichere technische Verfahren als wir auf Erden. Entfernungen spielen für sie keine große Rolle. Sie haben bereits weite Teile des Universums erforscht. Das alles wird in Korsakovs Buch *Parallelen* beschrieben. Korsakov war selbst zu Gast auf Omega und wurde dann zur Erde zurückgesandt, um den Rettern den Weg zu ebnen. In *Parallelen* berichtet er, mit welcher Besorgnis die Bewohner von Omega unsere Kriege beobachten, und seit wir über die Atombombe verfügen – nun, es herrscht im ganzen Kosmos erhöhte Spannung.«
»Hm«, machte Justus.
»Eines Tages werden die Retter uns aus dem Gefahrenbereich auf Erden wegbringen«, fuhr Mrs. Barron fort. »Uns alle können sie natürlich nicht erretten, aber sie werden diejenigen Menschen in Sicherheit bringen, die am wesentlichsten dazu beitragen können, unsere Kultur wieder zu begründen, wenn das Chaos vorüber ist. Mein Mann hat sich immer geweigert, an dieses Ereignis zu glauben. Aber gestern abend, als er das Raumschiff gesehen hatte, ging er nicht zu Bett. Statt dessen blieb er auf und las Korsakovs Buch und auch das von Contreras. Heute morgen ist er nun auch davon überzeugt, daß wir Besuch von den Rettern bekommen haben.«
»Das muß Sie doch sehr befriedigen«, sagte Justus.
»Nicht wenn die Retter sich als Grobiane herausstellen, die Leute niederschlagen«, entgegnete sie. »Könnte ich nur sicher sein, daß es nicht so ist!«

Mr. Barron ist wirklich zu bedauern – nun hat er das Militär vor dem Tor und obendrein die Außerirdischen im Kopf! Die Äußerung

von Mrs. Barron sollte uns jedoch zu denken geben. Wenn sich »Retter« aus dem All so brutal verhalten, sind diese Besucher möglicherweise gar nicht erschienen, um Menschen zu retten, sondern um diesen Menschen etwas abzunehmen. Immerhin liegt der Schluß nahe: Wenn ein Mann wie Charles Barron Lebensmittel einlagert, dann hortet er doch wohl auch sonstige Mittel . . .

»Wissen Sie«, meinte Justus zu Mrs. Barron, »diese Angreifer waren vielleicht doch keine Außerirdischen.«
»Ich weiß.« Sie lächelte bedrückt. »Da könnte jemand einen ganz gewaltigen Schwindel hier aufziehen. Heute früh habe ich diese Möglichkeit meinem Mann gegenüber erwähnt, und da bekam er einen Wutanfall. Hätte ich es lieber sein lassen. Für ihn steht nun fest, daß sich Außerirdische hier aufhalten, und Widerspruch duldet er nicht. Glaubt er, daß sie gekommen sind, um ihn ebenfalls in Sicherheit zu bringen?« »Schon möglich«, meinte Justus. »Mrs. Barron, erzählen Sie uns doch etwas über das Personal hier.«
Sie war überrascht. »Das Personal? Du bist aber ganz schön neugierig, wie? Da komme ich mir vor, als solle ich auf dem Polizeirevier eine Aussage machen.«
Justs Brieftasche lag auf einem Tisch neben seinem Bett. Ohne ein Wort griff er danach, holte eine Karte aus einem der Fächer und gab Mrs. Barron diese Karte. Darauf stand:

Die drei Detektive
???
Wir übernehmen jeden Fall

Erster Detektiv	*Justus Jonas*
Zweiter Detektiv	*Peter Shaw*
Recherchen und Archiv	*Bob Andrews*

»Detektive also!« sagte Mrs. Barron.
»Wir interessieren uns besonders für die Aufklärung geheimnisvoller Begebenheiten«, erwiderte Justus, »und darin sind wir auch ganz gut. Wir haben keine Vorurteile wie mancher erwachsene Detektiv. Wir schließen niemals aus, daß sich die absurdesten Vorgänge abspielen können, und die Erfahrung gibt uns häufig recht.«
»Aha«, sagte Mrs. Barron. »Na, vielleicht ist das, was sich hier abgespielt hat, doch ziemlich absurd, und vielleicht könnten Detektive tatsächlich nützlich sein. Ich gehe hier von mir selbst aus. Wollt ihr diesen Fall für mich übernehmen?«
»Aber sicher«, antwortete Justus. »Damit haben Sie also die drei ??? beauftragt. Nun erzählen Sie uns etwas vom Personal.«
»Na schön.« Sie setzte sich auf einen kleinen Sessel am Fuß von Justs Bett. »Hank Detweiler haben wir kennengelernt, als wir die Armstrong-Ranch in Texas besuchten. Charles war sehr beeindruckt davon, wie Hank dort seine Arbeit machte, und er erkundigte sich bei einer Auskunftei in Austin über ihn. Charles hält sehr viel von solchen Auskünften. Er sagt, wenn Leute mit Geld sorglos umgehen, dann schludern sie auch in anderen Dingen. Hanks wirtschaftliche Verhältnisse waren geregelt, also stellte Charles ihn ein. Rafael fanden wir Über die Stellenvermittlung der Universität in Davis. Er hatte vor sechs Jahren sein Diplom gemacht und arbeitete seither für West Coast Citrus, und sein Zeugnis war gut. John Aleman hatte in Indio eine eigene Kraftfahrzeugwerkstätte. Er reparierte unseren Wagen, als wir durch den Ort kamen, und er machte seine Sache ausgezeichnet.«
»Und die Auskunft über ihn war zufriedenstellend?« fragte Justus.
»Ja, das war sie. Bei Elsie war sie nicht so gut. Sie zahlte ihre Rechnungen mit Verspätung, und mehrmals hatte sie nicht genügend Deckung auf ihrem Bankkonto, wenn sie Schecks ausstellte. Allerdings unterstützte sie einen jüngeren Bruder,

und so war es verständlich, daß sie ab und zu in Geldverlegenheit war. Sie arbeitete als Köchin in einem kleinen Restaurant in Saugus, und von ihrem Gehalt ermöglichte sie es ihrem Bruder, ein kleines Radiogeschäft einzurichten. Doch sie ist eine hervorragende Köchin, also beschloß Charles, es mit ihr zu versuchen.«

»Und wie ist es mit Mary Sedlack?« erkundigte sich Justus.

»Sie arbeitete in einem Reitstall an einem Ort namens Sunland«, sagte Mrs. Barron. »Ein ' Freund in Santa Maria erzählte ihr von Rancho Valverde, und sie bewarb sich hier um eine Anstellung. Sie möchte später auf die Hochschule gehen und Tierärztin werden, also gereicht es ihr zum Vorteil, hier zu wohnen und ihr Gehalt aufs Bankkonto zu legen. Sie hatte noch nie ein Darlehen aufgenommen – nie ein Konto überzogen oder ein Auto auf Raten gekauft oder etwas dergleichen –, also gab es über sie keine Kreditauskunft. Aber Mr. Barron hat sich über ihren Vater erkundigt. Da ist alles in Ordnung. Er arbeitet bei einer Spar- und Darlehenskasse.«

»Und was ist mit den Leuten, die in den kleinen Häusern am Weg wohnen?« fragte Justus.

Mrs. Barron lächelte. »Die waren alle schon auf Rancho Valverde beschäftigt, ehe mein Mann das Anwesen kaufte. Manche von ihnen sind hier auf der Ranch zur Welt gekommen. Es ist ihre Heimat.« Sie stand auf. »Es erscheint mir unmöglich, daß jemand von den Leuten, die hier arbeiten, in so einen Schwindel verwickelt sein wollte«, sagte sie. »Überlegt doch, was sie zu verlieren haben. Und was würden sie gewinnen?«

»Mr. Barron ist ein wohlhabender Mann«, entgegnete Justus. »Vielleicht hat jemand einen Plan ausgeheckt, ihn zu berauben?«

»Ihn zu berauben? Hier?« fragte sie. »Hier gibt es doch keine Reichtümer. Wir sammeln keine Kostbarkeiten. Es gibt nicht einmal eine nennenswerte Menge Bargeld hier. Mein Mann hat sein Geld auf der Bank wie jedermann. Bei der Pacific

Coast National Bank in Santa Barbara hat er ein Girokonto. Und auch ein Schließfach. Darin befindet sich mein Schmuck, und ich nehme an, Mr. Barron verwahrt dort noch weitere Wertsachen.«
»Könnte sich dort sonst noch etwas befinden?« forschte Justus.
»Es könnte ja etwas sein, woran Sie gar nicht denken – etwas, das Sie gar nicht für so wertvoll halten, was aber ein anderer unbedingt an sich bringen will. Oder es möchte jemand Ihrem Mann mutwillig Schaden zufügen.«
»Das könnte schon möglich sein«, sagte Mrs. Barron.
»Wenn das Auftauchen des Raumschiffes ein aufgelegter Schwindel ist«, fuhr Justus fort, »dann gibt es für diesen Schwindel ein Motiv, egal, wie abwegig dieses Motiv sein mag.«
Mrs. Barron saß einen Augenblick nachdenklich da, dann sagte sie: »Ich kann mir nicht denken, was das sein könnte. Hier gibt es nichts. Ihr könnt es ja selbst nachprüfen . . .«
Sie hielt inne, sah Justus groß an und sagte dann: »Ja, wirklich, ihr könnt selbst nachsehen!«
»Wie meinen Sie das, Mrs. Barron?« fragte Justus.
»Na, ihr könntet euch in unserem Haus umsehen«, gab sie zur Antwort. »Alles, was wir haben – alle persönlichen Dinge –, befindet sich drüben im Haus. Außer meinem Schmuck natürlich. Ein Vorschlag: Nach dem Mittagessen, wenn Maria, die uns das Essen serviert, zu ihrem eigenen Haus oben am Weg geht, um ihren Mittagsschlaf zu halten, und wenn mein Mann zu seinem Ausritt über die Ranch weggeht – das macht er jeden Tag –, dann könnt ihr ja herüberkommen, und wir gehen zusammen durchs Haus. Euch könnte dabei irgend etwas auffallen. Ihr könntet etwas bemerken, das ich gar nicht wahrnehme.«
»Eine gute Idee«, sagte Justus.
»Mein Mann wäre natürlich dagegen«, hob Mrs. Barron hervor.
»Das ist mir klar«, fuhr es Justus heraus.

»Also werden wir ihm nichts davon sagen.«
Justus grinste. »Sie können sich auf uns verlassen, Mrs. Barron.«
»Da bin ich sicher.«
Sie ging – hinaus, und Justus legte sich wieder ins Kissen zurück. Er fing an, an seiner Unterlippe zu zupfen – ein sicheres Anzeichen dafür, daß er konzentriert nachdachte. Sein Gesicht war sehr ernst.
Peter grinste. »Der große Sherlock Jonas überlegt so scharf, daß ich riechen kann, wie es anbrennt«, sagte er. »Bist du schon zu irgendwelchen Schlußfolgerungen gelangt, Sherlock?«
»Nein«, antwortete Justus. »Aber mir gehen da verblüffende Möglichkeiten durch den Kopf.«
»Und die wären?« fragte Bob.
»Daß jemand versucht, Charles Barron in irgendeiner kriminellen Absicht völlig zu isolieren. Zur Zeit ist er ja von jeglichem Kontakt mit der Außenwelt abgeschnitten, so daß man ihn erpressen oder betrügen oder für ein Lösegeld als Geisel nehmen könnte. Dann gibt es noch die Möglichkeit, daß er sich hier auf der Ranch jemanden zum Feind gemacht hat, der ihn nun quälen und der Lächerlichkeit preisgeben möchte. Und dann gibt es noch eine dritte Möglichkeit.«
»Was denn?« unterbrach ihn Peter.
»Daß unser rätselhafter Fall wirklich ins Außerirdische reicht und daß hier tatsächlich Wesen aus einer anderen Welt eingefallen sind!«

Justus in der Falle!

Die drei ??? aßen an dem langen Tisch in der Küche des Ranchhauses zu Mittag, zusammen mit Elsie Spratt, Hank Detweiler und den anderen Leuten von Barrons persönlichem

Stab. Es war eine stumme Mahlzeit, jeder hing seinen Gedanken nach. Als der Kühlschrank plötzlich ansprang, während Elsie die Suppe brachte, zuckte Bob zusammen wie nach einem Schuß.
»Ist der Strom denn wieder da?« fragte Peter.
»Ich habe das Notstromaggregat eingeschaltet«, gab John Aleman zur Antwort.
»Ach so«, sagte Peter. »Daran dachte ich gar nicht mehr.«
Hank Detweiler schaute Peter forschend an. »Denkt daran, daß Mr. Barron euch Jungen ausdrückliche Anweisung gegeben hat«, sagte er. »Ihr sollt von der Wiese wegbleiben. Wir haben dort oben zwei Posten aufgestellt, die das überwachen.«
»Was soll das bedeuten?« fragte Elsie. »Macht sich Mr. Barron wirklich solche Sorgen wegen der Jungen, oder rechnet er mit einem zweiten Besuch der Außerirdischen?«
»Vermutlich denkt er an beides«, erwiderte Detweiler. »Er meint, die fliegende Untertasse müsse zurückkommen, weil sie irgendwo in der Gegend welche von ihren Insassen abgesetzt hat.«
»Die, die uns angegriffen haben?« meinte Justus.
Detweiler zog die Brauen zusammen. »Ich weiß nicht recht, ob ich das überhaupt glauben soll, was hier passiert ist«, erklärte er. »Ich gäbe viel darum, wenn ich wüßte, wo dieser Bursche im Raumanzug jetzt steckt – samt seinen Freunden.«
»Vielleicht sind sie über die Klippen weggegangen«, gab Justus zu bedenken.
»Könnte sein«, sagte Detweiler und ließ das Thema fallen.
Die Mahlzeit verlief nun ohne weitere Unterhaltung. Als die drei ??? fertig waren, entschuldigten sie sich, gingen vors Haus und setzten sich auf die Hintertreppe. Da waren sie noch, als Charles Barron unter Türknallen aus seinem Haus kam und den Weg zum Stall einschlug.
Barron blieb stehen, als er die Jungen sah. »Daß ihr bloß nicht wieder weggeht«, sagte er drohend. »Wenn ich erfahre, daß

ihr oben auf der Wiese wart – oder auch nur in der Nähe –, dann werde ich dafür sorgen, daß man euch einsperrt.«
»Ja, Sir«, antwortete Justus.
Barron ging weiter, und bald kam die Frau namens Maria aus dem großen Haus. Sie lächelte den Jungen zu und ging an ihnen vorüber zu einem der kleinen Häuser oben am Weg Als Maria außer Sicht war, stand Justus auf und ging mit seinen Freunden vor das große Haus.
Mrs. Barron wartete auf der Veranda. Dort standen gußeiserne Stühle und Tische, weiß lackiert und sehr elegant, aber allem Anschein nach recht unbequem mit ihrem Durchbruchmuster aus Weinranken und Laub. Mrs. Barron hatte auf einem der Stühle Platz genommen. Sie saß steif da, die Hände im Schoß gefaltet, aber ihre Augen funkelten vor Aufregung. Justus konnte sich denken, daß eine Inspektion ihres eigenen Hauses für sie ein richtiges Abenteuer war.
Die Jungen hatten am Morgen beschlossen, daß nur Justus mit Mrs. Barron durch das Haus gehen sollte, und während Justus drinnen war, würden Peter und Bob untersuchen, was sich bei den Soldaten tat, die an der Straße Wache hielten.
»Bis später dann«, sagte Justus zu seinen Freunden, »und gebt gut acht, wenn ihr an den Zaun kommt.«
»Klar«, meinte Peter.
Justus ging die Vortreppe zum Haus der Barrons hinauf. Mrs. Barron stand auf und ging vor ihm her in die große Diele. Als Justus die Tür schloß, standen die beiden einen Augenblick still und horchten auf das laute Ticken der alten Standuhr auf dem Treppenabsatz.
»Wo fangen wir an?« fragte Mrs. Barron.
»Am besten gleich hier«, sagte Justus. Er schaute in den eleganten Salon mit den Orientteppichen und den Plüschmöbeln. Er sah dort nichts, das für einen Dieb von Interesse wäre. Er wandte sich ab und ging ins Musikzimmer, wo es einen Stutzflügel, ein paar vergoldete Stühlchen und einige Schränke mit Noten und Kinderzeichnungen gab.

»Die Bilder haben meine Jungen gemacht, als sie zur Schule gingen«, erklärte Mrs. Barron. »Ich finde sie ganz gut.«
»Sehr hübsch«, sagte Justus. Insgeheim fand er sie schauderhaft. Er legte die Zeichnungen wieder in den Schrank, wo er sie entdeckt hatte, und ging weiter zum Speisezimmer. Die Anrichteschränke dort enthielten Geschirr und Besteck aus Sterlingsilber.
»Silber ist wertvoll«, sagte Justus, »aber ich glaube nicht, daß Ihre Sachen die Mühe wert sind, einen solchen riesenhaften Schwindel aufzuziehen. Wenn ein Dieb Ihr Besteck oder Ihr silbernes Kaffeeservice mitnähme und die Sachen dann verhökern müßte – so viel würde er dafür nun auch wieder nicht bekommen.«
›ja, das glaube ich auch«, meinte Mrs. Barron.
In der Küche waren Schränke voller Vorräte – Konserven und Marmeladengläser aus eigener Herstellung. Die Etiketten trugen ein Datum, und keines war älter als ein Jahr. Als Justus seine Inspektion der Küche beendet hatte, öffnete er die Tür, die zum Untergeschoß führte. Mrs. Barron knipste unten das Licht an, und die beiden gingen in einen dämmrigen, staubigen Raum hinunter, wo ein Stapel Brennholz und eine große Kohlenkammer waren.
»Genauso hatten wir es auch in Wisconsin«, sagte Mrs. Barron. Sie zeigte auf den riesigen alten Heizungsofen beim Kohlenvorrat. »Charles wollte alles so haben, wie er es in Erinnerung hatte – den Ofen und alles.«
Justus schaute sich die Kisten und Schachteln und Truhen an, die auf dem Betonboden standen. Durch eine Öffnung in der hinteren Wand sah er noch einen Treppenaufgang, der aus dem Keller direkt ins Freie führte. Es war einer jener althergebrachten Kellereingänge mit einem an Scharnieren befestigten hölzernen Lukendeckel über dem Treppenschacht, der als Tür und zugleich als Abdeckplatte diente.
Dann fiel Justs Blick auf einen Gitterkäfig in einer Ecke des Raumes, der sich vom Fußboden bis zur Decke erstreckte. Er

war aus festem Maschendraht gemacht und hatte eine stabile Eisentür, die mit einem Vorhängeschloß gesichert war. Justus durchquerte den Raum, spähte durch den Maschendraht und sah die Sammlung von Gewehren, die in einem Regal längs der Wand lagerte. Auf dem Fußboden standen Kisten mit Munition, und auch Sprengstoff war vorhanden. Ein zweites Waffenregal an der Wand gegenüber enthielt Schrotflinten und Pistolen.

»Ein beachtliches Arsenal«, sagte Justus. »Gab es, das auch im Keller in Wisconsin?«

Mrs. Barron schüttelte kummervoll den Kopf. »Das ist neu. Charles ließ es vor etwa sechs Monaten einbauen. Er . . . er meint, es käme bald soweit, daß wir uns selbst verteidigen müssen.«

»Aha«, meinte Justus.

Er wandte sich von den Waffen ab und machte sich daran, die herumstehenden Truhen zu öffnen. Sie waren alle leer, und ebenso die Kisten und Schachteln.

»Nichts«, sagte er schließlich. »Nein«, sagte Mrs. Barron. »Das Untergeschoß benutzen wir kaum.«

Die beiden stiegen die Treppe zur Küche wieder hinauf, und dann führte Mrs. Barron Justus über die Treppe im hinteren Gebäudeteil ins Obergeschoß.

Hier bei der Treppe lagen Räume für Dienstboten, aber sie waren unbenutzt und standen leer. In den anderen Zimmern waren riesige antike Betten mit reich verzierten Brokatüberwürfen aufgestellt. Justus sah Kommoden mit Marmorplatten und deckenhohe Spiegel. Mrs. Barron betrat ihr eigenes Zimmer und öffnete Schranktüren und Kommodenschubladen.

»Hier gibt es wirklich nichts – nicht einmal Modeschmuck oder Nippsachen. Ich trage hier auf der Ranch wenig Schmuck«, sagte sie. »Ich habe nur eine Perlenkette und meinen Ehering bei mir, und alles andere ist im Schließfach bei der Bank.«

»Gibt es hier einen Dachboden?« fragte Justus. »Und wie ist es mit Bildern? Sind irgendwelche Bilder hier im Haus wertvoll? Und was ist mit Urkunden? Besitzt Mr. Barron irgendwelche Dokumente, die einen Betrüger anlocken könnten?« Mrs. Barron lächelte. »Unsere Bilder sind Familienporträts, aber wertvoll sind sie nicht. Außer für Charles natürlich. Mit Urkunden – da kenne ich mich nicht aus. Ich verstehe nicht viel von Finanzen und Geschäften. Charles verwahrt das alles in seinem Büro.«

Mrs. Barron ging aus dem Zimmer und an der vorderen Treppe vorbei, und Justus folgte ihr. Ein kleiner Raum in der Südostecke des Hauses wirkte noch steifer und altmodischer als die Zimmer, die Justus schon gesehen hatte. Hier war ein Büro eingerichtet, das einen Schreibtisch mit Rolladenverschluß, einen lederbezogenen Armsessel, einen eichenen Drehstuhl und mehrere Aktenschränke aus Eiche beherbergte. Auch ein Kamin war in diesem Raum, und über dem Kaminsims hing ein Stahlstich, der ein Fabrikgebäude darstellte.

»Das ist ein Bild von Barron International.« Mrs. Barron wies auf den Stich. »Die Fabrik, die den Barrons das erste Vermögen eingebracht hat. Ich selber komme nicht oft hier herein, aber . . .«

Mrs. Barron stockte. Auf dem Weg unten rief jemand ihren Namen. Sie ging zum Fenster und schob es hoch.

»Mrs. Barron!« rief eine Frau, die unten vor dem Haus stand. »Bitte kommen Sie schnell! Nilda Ramirez ist von einem Baum gefallen und blutet am Arm.«

»Bin gleich unten!« gab Mrs. Barron zur Antwort.

Sie schloß das Fenster wieder. »Du suchst einfach weiter«, sagte sie zu Justus. »Du brauchst mich ja gewiß nicht die ganze Zeit an deiner Seite. Ich werde den Verbandskasten holen und mich um die kleine Ramirez kümmern. Halte dich nicht zu lange auf, Charles wird bald von seinem Ausritt zurückkommen.«

»Ich werde mich beeilen«, versprach Justus.
Mrs. Barron ging hinaus, und Justus hörte sie in dem großen Badezimmer rumoren, das vorn an der Diele lag, Dann ging sie die Treppe hinunter und aus dem Haus. Justus stand am seitlichen Fenster des Büros, als sie mit der Frau, die sie gerufen hatte, den Weg hinaufging. Dann schaute er zum vorderen Fenster hinaus, über den Rasen zu der Orangenpflanzung und dem Ende des Weges. Niemand war in Sicht.
Justus wandte sich vom Fenster ab und trat zum Kamin hinüber. Er nahm den Stich des Unternehmens »Barron International« von der Wand, und nun mußte er doch lächeln.
»Na endlich!« sagte er laut.
Unter dem Bild befand sich ein Wandtresor. Es war ein altmodischer Safe ohne Zahlenschloß. Statt dessen war er mit einem Schlüssel zu öffnen. Justus konnte sich denken, daß Mrs. Barron nichts von einem Tresor in diesem Raum wußte. Ob ihn wohl Barron in irgendeinem Antiquitätenladen aufgegabelt hatte und im Haus einbauen ließ, nachdem das Gebäude nach Kalifornien transportiert worden war? Er zog am Griff. Der Tresor war gutverschlossen, wie es nicht anders zu erwarten war. Der Rolladen am Schreibtisch war auch abgeschlossen, und ebenso die Aktenschränke.
Justus setzte sich in den Sessel und stellte sich vor, er wäre Charles Barron. Was würde er in einem Tresor einschließen? Und würde er den Schlüssel mitnehmen, wenn er zum Reiten ging? Oder würde er ihn im Haus lassen? Oder gab es etwa einen Zweitschlüssel?
Justs Gesicht hellte sich auf, als ihm diese Idee kam. Charles Barron war sehr gründlich. Bestimmt war ein zweiter Schlüssel im Raum versteckt.
Justus faßte sich ein Herz und fing an zu suchen. Er kniete sich hin und befühlte die Unterseite der Stühle und des Schreibtisches. Er tastete an den Oberkanten der beiden Fenster und der Tür entlang. Er spähte hinter die Aktenordner. Zuletzt hob er den Teppich an und sah ein Dielenbrett, das

kürzer als die anderen und von abweichender Farbe war. Er griff mit den Fingernägeln unter die Kante, und das Brett ließ sich anheben. Darunter befand sich ein Schlüsselfach.
»Nicht besonders einfallsreich, Mr. Barron«, murmelte Justus. Er nahm die Schlüssel – drei an einem Ring – und öffnete den Tresor.
Im Tresor lagen samtbezogene Schachteln – Schmuckschatullen. Justus öffnete sie der Reihe nach und staunte über all die Smaragde und Diamanten und Rubine. Da gab es Halsketten und Ringe und Uhren und Broschen und Armbänder. Die meisten Stücke waren altmodisch gestaltet. Justus konnte sich denken, daß sie einmal Mr. Barrons Mutter gehört hatten.
Dann waren also Mrs. Barrons Juwelen doch nicht im Schließfach bei der Bank, wie sie glaubte. Wußte das – außer Charles Barron – noch jemand? Die Juwelen waren sicherlich einen Raubzug wert. Aber waren sie einen so raffinierten Schwindel mit so ungeheurem Aufwand wert? Das konnte Justus nicht finden. Warum waren die Juwelen wohl ins Haus gebracht worden? Dann wurde ihm klar, daß das ganz einfach ein weiteres Anzeichen für Barrons Mißtrauen gegenüber seiner Umwelt war. Ein Schließfach konnte nur so sicher sein wie die Bank, in der es sich befand, und zu Banken hatte Charles Barron kein Vertrauen. Er vertraute nur auf Grundbesitz und Gold.
Justus schloß den Tresor wieder ab und wandte sich dem Pult mit dem Rolladen zu. Mit dem zweiten Schlüssel am Ring ließ sich der Schreibtisch öffnen. Der erste Gegenstand, den Justus sah, als er den Rolladen zurückschob, war die Metallklammer, die sich am Morgen auf der Wiese gefunden hatte. Justus drehte sie zwischen den Fingern und legte sie dann weg. Er setzte sich in den Drehstuhl und begann die Kontoauszüge, die sich im Schreibtisch stapelten, durchzublättern.
Die Belege stammten von einer Anzahl Banken in verschiedenen Städten der Prairie Bank in Milwaukee, der Deseret

Trust Company in Salt Lake City, der Riverside Trust Company in New York und der Central Illinois National Bank in Springfield. Justus blätterte die Scheckregister in den einzelnen Heftern durch und sah, daß der letzte Scheck, der jeweils auf das betreffende Konto ausgestellt worden war, über das gesamte Guthaben lautete. Barron hatte seine sämtlichen Konten bis auf eines völlig abgeräumt. Das eine, auf dem sich noch ein Guthaben befand, wurde bei der Santa Barbara Merchants Trust geführt. Der letzte Kontoauszug wies aus, daß Charles Barron dort über ein Guthaben von mehr als zehntausend Dollar verfügte.

Justus lehnte sich in seinem Stuhl zurück und begann dieses Scheckverzeichnis genau durchzulesen, und fast hätte er vor Erstaunen laut durch die Zähne gepfiffen. Millionenbeträge waren in den vergangenen zwei Jahren auf Barrons Konto bei dem Geldinstitut in Santa Barbara geflossen, und Schecks über Riesensummen waren ausgestellt worden. Einiges von dem Geld war zur Bezahlung von Anschaffungen für die Ranch verwendet worden. Eine Futtermittelfirma, mehrere Heizöllieferanten, Lastwagenhändler und Reparaturwerkstätten hatten Schecks erhalten, ebenso Ingenieurfirmen, die Bewässerungsanlagen eingerichtet hatten, und Baustoffhandlungen, die Sand, Kies und Zement geliefert hatten. Barron hatte gewaltige Beträge aufgewendet, um seine Ranch auszustatten.

Im übrigen waren noch große Geldsummen an Firmen gegangen, deren Namen Justus unbekannt waren. Eine Firma Peterson, Benson & Hopwith hatte von Barron mehr als zehnmal Zahlungen erhalten, und die Beträge schwankten zwischen fünfzigtausend und zweihunderttausend Dollar. Eine Anzahl Schecks über erstaunlich hohe Beträge war zugunsten der Pacific Stamp Exchange ausgeschrieben worden. Justus legte die Kontoauszüge beiseite und runzelte die Stirn. Eine Briefmarkenbörse? Ihm war sonst nichts aufgefallen, das darauf hindeutete, daß Barron sich für Brief

marken interessierte. Und Mrs. Barron hatte gesagt, sie und ihr Mann seien keine Sammler.
Außer den Kontoauszügen gab es im Schreibtisch weitere Papiere – Abrechnungen einer Maklerfirma, die am Wilshire Boulevard in Los Angeles ein Büro hatte. Sie hatten in Barrons Auftrag über einen Zeitraum von acht Monaten Wertpapiere für mehrere Millionen Dollar verkauft. Die Aufstellungen enthielten keinen einzigen Vermerk, daß Barron irgendwelche anderen Wertpapiere gekauft hatte. Er hatte nur immer wieder verkauft, und das Maklerbüro hatte ihm nach dem Geschäft einen Scheck zugesandt.
Justus legte die Maklerabrechnungen an ihren Platz zurück und begann einen anderen Stapel Papiere durchzublättern. Das waren Lieferscheine und Rechnungen, und auch sie bezogen sich auf Käufe, die Barron für seine Ranch getätigt hatte. Wiederum war Justus von den enormen Beträgen beeindruckt, die Barron für seine Festung aufgewendet hatte. Allein die Rechnung für die Gartenmöbel war so hoch, daß die Summe ausgereicht hätte, um ein Haus vom Dachboden bis zum Keller einzurichten. Justus kam bei dieser Rechnung ein Lächeln an. Sie lautete über dreiundvierzig gußeiserne Stühle, Modell »Schwedischer Efeu«, zehn dazu passende Tische, Sonderanfertigung nach Absprache für Mr. Barron, lieferbar an Rancho Valverde innerhalb von neunzig Tagen. Es war wohl typisch für den Millionär, fand Justus, daß er sich eine Sonderanfertigung von Gartenmöbeln bestellte, obgleich er sie in fast jedem Fachgeschäft hätte kaufen können. Doch Charles Barron war es eben gewohnt, alles genau nach Wunsch zu bekommen. Vielleicht hatten ihm bei handelsüblichen Gartenmöbeln das Modell oder die Verarbeitung nicht zugesagt.
Justus legte die Rechnungen zurück, zog den Rolladen am Pult herunter und schloß ab. Dann saß er einen Augenblick da und hing dem ungewissen, bohrenden Gefühl nach, daß er etwas Wichtiges gesehen hatte. Während er noch überlegte,

was ihn da halb im Unterbewußtsein bewegte, hörte er unten ein Geräusch. Jemand hatte durch den Eingang zur Küche das Haus betreten. Nun waren auf dem Küchenboden schwere Schritte zu hören. Das war nicht Mrs. Barron, die zurückkam.
Justus stand auf, trat geräuschlos einen Schritt zur Seite und kniete nieder, um die Schlüssel wieder in das Fach unter dem Fußboden zu legen. Er deckte das lose Dielenbrett über das Versteck und zog den Teppich wieder zurecht. Die Schritte unten hallten nun im Speisezimmer und dann in der Diele.
Justus blickte sich verstört um. Jetzt kamen die Schritte näher, über die Treppe vorn im Haus. Justus blieb keine Zeit mehr, um über den Flur ungesehen zur hinteren Treppe zu kommen. Justus saß in der Falle!

Sehr unangenehm und peinlich für den Ersten Detektiv – hoffentlich fällt ihm schnell ein Ausweg ein. Was ihm wohl vorhin durch den Kopf ging? Mr. Barron wird doch nicht die Herstellerfirma seiner Gartenmöbel beauftragt haben – nein, es ist absurd, einen Stuhl aus Gold statt aus Eisen gießen zu lassen!

Bob zeigt Wagemut

Nachdem Justus weggegangen war, spazierten Bob und Peter durch die Orangenpflanzung zum Zaun hinunter, der längs der südlichen Grenze von Barrons Besitz verlief. Die Jungen kauerten sich hinter die dichte Oleanderhecke vor dem Zaun und schauten zur Straße hinaus.
In der Ödnis auf der anderen Straßenseite, gegenüber dem Eingangstor zur Ranch, war ein Zelt aufgestellt worden. Zwei uniformierte Männer lagerten vor dem Zelt auf der Erde und

schlürften ein Getränk aus Blechtassen. Sie übersahen geflissentlich den Rancharbeiter, der das Tor bewachte. Für ihn wiederum waren sie Luft. Er lehnte an einem Torpfosten und trug ein Gewehr. Den Jungen, die sich westlich vom Tor versteckt hielten, kehrte er den Rücken zu. Peter stieß Bob in die Seite und zeigte auf ein ziemlich unförmiges Gerät, das beim Zelt der Soldaten an einem Baum hing.
»Was ist das?« flüsterte Bob.
»Ich weiß es nicht genau, aber es könnte ein Feldtelefon sein«, sagte Peter.
Wie zur Bestätigung dieser Aussage war plötzlich ein schrilles, blechernes Geräusch zu hören. Einer der Männer stand auf und ging zu dem Baum. Er nahm einen Hörer von einem Haken und sprach hinein. Was er sagte, konnten die Jungen nicht hören.
»Da staunt man!« murmelte Bob. »Und zu Mr. Barron sagten sie, ihr Telefon funktioniere nicht.«
Bob gab sich Mühe, um etwas von dem Gespräch mitzubekommen, aber das Feldlager war zu weit entfernt. Er konnte nur gelegentlich einzelne Worte verstehen. Nach ein paar Minuten hängte der Soldat den Hörer wieder ein und sagte etwas zu seinem Gefährten. Beide lachten und verstummten dann, als sie einen von Barrons Männern von Osten herankommen sahen. Der Mann ging zwischen Oleanderhecke und Zaun.
Der Kontrollgänger blickte über die Straße zu dem Feldlager hin. Er blieb stehen, um mit dem Mann, der am Tor auf Posten stand, ein paar Worte zu wechseln. Dann machte er kehrt und ging den Weg zurück, den er gekommen war.
»Hör mal, wir gehen lieber von der Hecke weg«, sagte Peter leise. »Wetten, daß jeden Augenblick noch einer aus Westen ankommt?«
Die Jungen zogen sich zu einer nahegelegenen Gruppe von Eukalyptusbäumen zurück. Tatsächlich tauchte ein zweiter Meldegänger auf und näherte sich dem Tor aus der Gegen-

richtung. Nachdem er weitergegangen war, rollte ein Jeep langsam am Tor vorüber. Er fuhr nach Westen und hielt beim Lager nicht an. Die beiden Männer in dem Fahrzeug kümmerten sich nicht um Barrons Wachposten, und der Mann schaute nicht einmal zu ihnen hin.
»In den beiden feindlichen Lagern verkehrt man nicht miteinander«, sagte Peter.
»Ich gäbe viel darum, wenn ich wüßte, was die drüben in dem Feldlager miteinander reden«, bemerkte Bob. Er schaute prüfend zum Zaun hinüber, dann suchte er in beiden Richtungen die Straße ab.
»Ich werde über den Zaun steigen«, verkündete er plötzlich.
»Was?« Peter starrte seinen Freund überrascht an.
»Ich sagte, ich steige über den Zaun.« Bob zeigte hin. »Schau mal da hinüber. Da macht die Straße eine Biegung, so daß der Wachmann am Tor mich nicht sehen kann, und die Soldaten auch nicht. Der Kontrollgänger auf dieser Seite müßte jetzt außer Sichtweite sein. Und die Bäume stehen dort so dicht am Zaun, daß mich auch keiner von Mr. Barrons Leuten sehen wird, selbst wenn einer oben auf den Felsen Wache hält.«
Peter schien seine Zweifel zu haben. Bob war der kleinste der drei ???, und Ermittlungen lagen ihm mehr als sportliche Hochleistungen. Peter war der geschmeidige Athlet, aber er scheute unnötige Risiken.
»Wenn ich ungesehen über die Straße und in den Wald kommen kann«, sagte Bob, »dann kann ich mich hinter dem Lager anschleichen und nahe genug herangehen, um zu hören, was die Burschen reden.«
»Mann, Bob, und wenn sie dich nun beim Spionieren erwischen?« meinte Peter. »Dann werden sie vielleicht ungemütlich.«
»Wenn das passiert, dann schreie ich laut«, versprach Bob, »und dann holst du den Wachmann beim Tor, damit er mit seinem Gewehr kommt und mich befreit. Mit Mr. Barron

würde das Ärger geben, aber den Kopf wird er mir nicht gleich herunterreißen.«
»Da wäre ich nicht so sicher«, sagte Peter.
»Justus würde bestimmt das Lager ausspionieren, wenn er hier wäre«, entgegnete Bob. Dann flitzte er los zur Oleanderhecke und lief geduckt vor den Sträuchern entlang, damit er vom Tor aus nicht zu sehen war.
Als Bob die Stelle erreichte, wo mehrere Eukalyptusbäume dicht am Zaun standen, richtete er sich auf und spähte über die Sträucher hinweg. Weder das Tor noch das Lager waren für ihn sichtbar, als er nach links schaute. Beim Blick nach rechts sah er nur die leere Straße. Kontrollgänger waren nicht in Sicht.
Bob schlüpfte zwischen den Oleandersträuchern durch und begann den Zaun zu erklimmen. Beim Aufstieg blickte er nicht mehr zurück. So schnell er konnte, kletterte er über den Zaun und sprang auf der anderen Seite herunter.
Die Straße war noch immer leer, als er hinübertrabte, um in der Wildnis Schutz zu suchen. Gleich nach dem Betreten des Dickichts entdeckte er einen ausgetrockneten Wasserlauf, der fast parallel zur Straße verlief. Er ließ sich in die Rinne hinunter und bewegte sich geräuschlos über den sandigen Boden.
Nach ein paar Minuten hielt er inne und lauschte. Er konnte Männer reden hören und schätzte, daß er fast unmittelbar hinter dem Feldlager sein mußte. Vorsichtig kletterte er aus der Rinne heraus und befand sich nun auf einer kleinen, überwachsenen Anhöhe hinter dem Zelt. Vorerst legte er sich flach auf die Erde und horchte. Die Stimmen der Männer waren für Bob nach wie vor nur undeutliches Gemurmel; Worte konnte er nicht verstehen. Er hob sich auf Hände und Knie und lugte über die Spitzen der Bärentraubensträucher. Auf dem Hügel gab es ausreichend Deckung, und Bob fand, er könne noch näher heran, wenn er gut aufpaßte und kein Geräusch machte.

Er spürte, wie ihm die Glieder zitterten, als es abwärts ging, aber er bewegte sich ganz bewußt nur langsam. Zoll für Zoll kroch er weiter, prüfte sorgfältig, wo er die Hände und die Füße aufsetzte, und gab gut acht, damit er keinen Stein ins Rollen und keinen Zweig zum Knacken brachte.
»Diese vertrottelten Alten!« sagte einer der Männer. Die Worte waren jetzt klar verständlich, und Bob hielt in seinem mühsamen Abstieg inne.
»Die Sache macht mir richtig Spaß«, meinte der andere Mann. »Hochmut kommt vor dem Fall.«
Bob streckte sich hinter einem Salbeistrauch aus und versuchte, nicht zu vernehmlich zu atmen. Er hob den Kopf und spähte nach vorn.
»Gib mal das Ding her«, sagte einer der Männer. Seine Stimme war nun sehr deutlich und laut.
Bob sah, wie der kleinere der beiden Männer die Hand ausstreckte und dem anderen einen Flachmann abnahm. Daraus goß er etwas in seine Blechtasse.
»Das brauchst du doch nicht alles, Bones«, sagte der größere Mann. Er schnappte sich die Flasche und schenkte sich ebenfalls ein. Dann stellte er die Flasche auf den Boden.
Da wurde die Zeltklappe zurückgeschlagen, und Leutnant Ferrante trat in den Sonnenschein heraus. Er sah die beiden Männer ungehalten an.
»Jetzt reicht’s, Al«, sagte er. »Ich dachte doch, du wolltest das Trinken sein lassen, solange wir hier sind. Und du auch, Bones.«
»Was ist schon dabei?« fragte Al. »Es gibt ja nichts zu tun.«
»Wir können hier keine Betrunkenen gebrauchen«, sagte Ferrante. Er hob die Flasche auf und schleuderte sie weit weg ins Gebüsch.
»He, das mußte aber auch nicht sein!« rief Bones.
»Aber ja«, sagte Ferrante. »Wenn nun der Bursche am Tor kehrtmacht und dem ollen Barron berichtet, daß ihr euch volllaufen laßt? Na, wie sähe das aus? Schließlich stellt ihr

Armeesoldaten der Vereinigten Staaten vor, klar? Ihr folgt getreu dem Ruf der Pflicht, wenn eure Nation in Gefahr ist.«
»Hab' ich mir schon immer gewünscht«, sagte Bones. Seine Stimme war schneidend vor Hohn. »Meine Nation retten!«
»Ich weiß, daß es für euch nicht leicht ist –« fing Ferrante an.
»Dafür schon eher für dich«, sagte Bones. »Du bist ja große Klasse! Aber wenn du schon so smart bist, wozu hast du dann diesen Theaterdonner hier am Ende der Welt überhaupt nötig?«
»Aus genau dem gleichen Grund wie ihr auch«, entgegnete Ferrante, »und wir werden die Sache nach meiner Fasson durchziehen oder gar nicht. Jetzt reißt euch am Riemen, oder haut meinetwegen ab nach Saugus und kommt nicht wieder. Das hier ist ein heikles Manöver. Vermasselt mir nicht die Tour.«
»Warum machen wir uns bloß all die Mühe?« fragte Bones. »Wir sind doch starke Männer. Warum gehen wir nicht einfach da rein und bringen den alten Barron zum Reden?«
»Starke Männer?« wiederholte Ferrante. »Wir drei und stark genug, um es mit Barrons fünfzig Landarbeitern aufzunehmen? Und er hat einen ganzen Keller voller Waffen, vergeßt das nicht! Wir bekämen es nicht etwa mit einem Häuflein angstschlotternder Salatpflücker zu tun.«
»Die muß man nur ködern, dann wechseln sie so schnell die Seite, daß man seinen Augen nicht traut«, sagte Bones.
»Irrtum«, erwiderte Ferrante. »Ich habe mich mit ein paar von ihnen unterhalten. Traf sie in der Stadt, rein zufällig natürlich, im Sundown-Café und auf dem Flohmarkt. So wie die versorgt sind, solange Barron auf der Ranch herrscht, könnten sie es gar nicht besser haben. Die wollen sich ihre Idylle nicht nehmen lassen.«
»Du glaubst, die würden für ihn kämpfen?« forschte Bones.
»Wenn einer das bedroht, was sie hier haben, werden sie kämpfen«, erklärte Ferrante. »Mein Weg ist der einzig gangbare, damit wir überhaupt an das Zeug herankommen. Der

alte Knabe nimmt uns die Geschichte ja allmählich ab, also schön Ruhe bewahren. Immerhin ist er nicht bekloppt, und er ist so kitzlig wie eine Klapperschlange bei Gewitter.«
Da schepperte wieder das Feldtelefon. Ferrante nahm ab.
»Was Neues?« fragte er mit gepreßter Stimme.
Er hörte zu, dann sagte er: »Na schön. Gib mir Bescheid, wenn sich irgend etwas ändert.«
Er hängte ein und schritt zum Zelt. »Barron ist auf seinem Ausritt über die Ranch wie jeden Nachmittag«, sagte er zu seinen Gefährten. »Die Arbeiter sind noch auf den Feldern. Man kümmert sich darum, daß alles ganz normal bleibt. Es läuft genauso, wie wir es uns vorgestellt haben.«
»Hört sich eher an, als liefe gar nichts«, sagte Al.
»Hattest du erwartet, daß Barron durchdreht?« meinte Ferrante.
»Der Typ ist er nun wieder nicht.«
Er ging ins Zelt und ließ die Klappe hinter sich zufallen.
»Der hält sich ja wohl für Napoleon persönlich«, bemerkte Bones. Er lehnte sich gegen einen Felsen und schloß die Augen.
Al gab keine Antwort, und nach kurzer Zeit zog sich Bob auf die Anhöhe zurück, wobei er sich noch bedächtiger und achtsamer bewegte als beim Abstieg.

Ich wüßte gern, ob die Redewendung mit der Klapperschlange bei Gewitter euch bekannt vorkommt. Mir ist sie zwar reichlich ungewohnt, aber nicht neu. Deshalb fällt mir auch auf, daß das eine Wort bei unserer ersten Bekanntschaft mit diesem eigenartigen Ausdruck statt »kitzlig« anders hieß. Nur – wie? Und wer hat den Ausspruch vorher schon getan? Nun, hat's geklingelt?
A propos Klingeln: da hat doch dieser Ferrante mit jemandem auf der Ranch gesprochen – den Informationen zufolge, die er über sein Feldtelefon erhielt!

Ein paar Minuten später war Bob wieder über dem Zaun auf Barrons abgesichertem Besitz gelandet. Unter den Bäumen stieß er zu Peter, der unbehaglich dreinsah.
»Hast du etwas herausgefunden?« erkundigte sich Peter.
»Eine ganze Menge!« triumphierte Bob. »Sie sind Ganoven, und sie sind drauf und dran, sich zu zerstreiten. Los, suchen wir Justus!«
Die beiden eilten zu den Ranchgebäuden zurück. Als sie aus der Orangenpflanzung auf Barrons Rasen traten, blieben sie jäh stehen und schauten zu dem großen Haus hinüber.
Da stand Justus, vorn auf dem Dach der Veranda! Er drückte sich dicht an die Hausmauer und blickte finster zu einem Eckfenster hin, das nur wenige Handbreit von seinem Ellbogen entfernt war. Dieses Fenster war offen. Bob und Peter konnten sehen, wie sich die Vorhänge im Wind nach außen blähten. Sie konnten auch Justs Gesicht sehen. Es war rot vor Verlegenheit – oder auch vor Verzweiflung.
»Ich finde, da muß was geschehen«, sagte Peter, »und zwar dringend!«

Justus hat eine Erleuchtung

Peter winkte Justus zu und lief über den Rasen zum Fahrweg los. Bob folgte ihm, wunderte sich freilich, was Peter vorhatte. Sein Freund rannte weiter, bis sie auf dem Weg zwischen Barrons Villa und dem einfacheren Ranchhaus an eine Stelle kamen, wo Justus nicht mehr zu sehen war.
Hier blieb Peter plötzlich stehen und drehte sich um.
»Mach das nicht noch mal, sonst schlag' ich dich k.o.!« schrie er Bob an.
Bob war völlig verblüfft. »Mann, was ist denn?« fragte er.
»Stell dich nicht so blöd!« brüllte Peter. »Du weißt genau Bescheid!«

Peter sprang auf Bob los und gab ihm einen leichten Schlag auf den Arm. »Na, komm schon!« schrie er. »Sei kein Feigling!«
»Bitte!« sagte Bob. »Kannst du haben!« Mit erhobenen Fäusten stürzte er auf Peter los.
»Laßt das, ihr Bengels!« rief Elsie Spratt aus dem Seitenfenster der Küche. »Genug jetzt. Gebt Ruhe, hört ihr nicht?«
Sie kam mit klappernden Pantoffeln die Stufen des Ranchhauses herunter und trat zwischen die Streithähne. Kurz entschlossen packte sie Bob beim Arm und zerrte ihn von Peter weg.
»Was gibt es?« fragte eine barsche Stimme von oben.
Die Jungen schauten auf. Charles Barron blickte aus dem seitlichen Fenster im Obergeschoß des großen Hauses finster auf sie herunter.
»Nichts von Bedeutung, Mr. Barron«, antwortete Elsie. »Das kommt bei Jungen immer mal vor.«
Genau in diesem Augenblick kam Justus um die Ecke des großen Hauses. Er sah arg zerzaust und verschmutzt aus, aber er lächelte. »Ist was?« fragte er.
»Nein, nein, keine Sorge'«, erwiderte Elsie und ging in ihre Küche zurück. Barron zog den Kopf wieder ein und schlug das Fenster zu. Die Jungen grinsten einander an und verdrückten sich hinter das große Haus.
»Toll, daß ihr für Ablenkung gesorgt habt! So konnte ich endlich vom Dach klettern«, sagte Justus. Er setzte sich im Garten der Barrons unter einen Eukalyptusbaum, und die beiden anderen hockten sich daneben.
»Ich war allein in Mr. Barrons Büro, als er ins Haus zurückkam«, berichtete Justus. »Er kam schon die Treppe herauf, und ich konnte nirgends hin – außer zum Fenster hinaus und aufs Dach. Als ich dann auf dem Dach war, traute ich mich nicht herunterzuklettern. Ich wußte ja nicht genau, wo er war, und er hätte mich doch sehen können.«
»Hast du etwas herausgefunden?« fragte Peter.

»Das ist mir noch nicht richtig klar. Ich muß noch darüber nachdenken. Und was ist mit euch? Habt ihr es geschafft, etwas über die Soldaten an der Straße zu erfahren?«
»Und ob!« sagte Peter. »Erst mal haben die gelogen. Das Feldtelefon, das sie da haben, ist keineswegs gestört. Wir haben zweimal beobachtet, wie sie es benutzt haben. Dann stieg Bob über den Zaun und machte sich an das Zelt heran. Bob, erzähl Justus die Sache.«
»Schön«, sagte Bob. »Das zweite Gespräch, das über das Feldtelefon ankam, konnte ich mithören. Dieser Leutnant Ferrante fragte danach, was es Neues gäbe, und jemand sagte ihm, Mr. Barron sei gerade auf Inspektionstour ausgeritten.«
»Aha!« sagte Justus. »Also ist tatsächlich eine Verschwörung gegen Barron im Gange. Und jemand, der hier beschäftigt ist, steckt mit denen unter einer Decke!«
»Stimmt«, bestätigte Bob. »Diese Burschen mit dem Jeep sind nämlich gar keine Soldaten – nicht ein einziger. Die beiden, die vor dem Zelt saßen, tranken Whisky, und als der Leutnant sie verwarnte, wurden sie richtig unverschämt. Und sie duzten ihn! Soldaten dürfen ja ihren Vorgesetzten niemals frech kommen, nicht?«
Justus schüttelte den Kopf.
»Der Leutnant sagte, wenn sie sich weiter so aufführten, könnten sie nach Saugus abhauen, und da sagte einer von ihnen, er sehe nicht ein, warum sie sich all die Mühe machen, wo sie doch stark genug seien, einfach reinzugehen und Mr. Barron zum Reden zu bringen.«
»Hört sich ja ganz übel an«, sagte Justus.
»Na eben«, meinte Bob. »Der Leutnant sagte, Barron hätte hier ein Waffenarsenal, und seine Feldarbeiter würden mit diesen Waffen für ihn kämpfen. Hat Barron wirklich ein Waffenlager?«
»Ja, in seinem Keller«, antwortete Justus. »Ich frage mich, warum der Leutnant so sicher ist, daß die Feldarbeiter bei einer Auseinandersetzung auf Barrons Seite stehen.«

»Ferrante sagte, er hätte da auf den Busch geklopft«, berichtete Bob. »Manche von ihnen kommen ab und zu in die Stadt, und mit ihnen kam Ferrante ins Gespräch. Er sagt, sie seien hier rundum zufrieden, und er meint, daß sie dafür kämpfen würden, um sich das zu bewahren.«
»Gut!« sagte Justus. »Dann können wir die Rancharbeiter als Verdächtige ausschließen. Sie sind das, was man vermutet – landwirtschaftliche Hilfskräfte, die hier auf Rancho Valverde ihr Zuhause haben. Sie wollen in Ruhe gelassen werden. Aber wenn Ferrante von den Waffen in Barrons Keller weiß, dann muß es hier einen Spion geben. Und er wußte auch, daß Barron heute nachmittag ausgeritten war. Hat Ferrante irgendwen vom Personal namentlich erwähnt? Detweiler? Aleman? Banales?«
»Und wie wäre es mit Elsie Spratt und Mary Sedlack?« meinte Peter. »Es muß ja nicht unbedingt ein Mann sein, oder?«
»Ferrante hat keine Namen genannt«, beantwortete Bob Justs Frage. »Ich habe euch nun praktisch alles erzählt, was er sagte. Nur eines noch: Mr. Barron soll ihre Geschichte angeblich mittlerweile für bare Münze nehmen. Damit meinte er wohl, daß Barron allmählich an das Raumschiff zu glauben beginnt. Er sagte, er wollte nicht, daß die anderen Burschen ihm die Tour vermasseln, und er sagte, Mr. Barron sei auf Draht, aber so kitzlig wie eine Klapperschlange.«
»Er wußte also, daß Charles Barron seine Einstellung zu den mutmaßlichen Besuchern von einem anderen Planeten allmählich ändert?« sagte Justus. »Hmm! Dann steckt der Spion aber ganz in Barrons Nähe. Und Ferrante und seinen Leuten geht es um – um Gold! Das ist es. Ich hätte es mir schon die ganze Zeit denken müssen!«
»Gold?« Bob schaute verwundert aus. »Was denn für Gold?«
»Das Gold, das Charles Barron hier auf der Ranch versteckt hat«, erwiderte Justus triumphierend.
»Du hast also Gold gefunden?« fragte Peter.
»Nein, das nicht, aber ich bin sicher, daß es hier irgendwo

Gold gibt. Ich habe Papiere gefunden, aus denen hervorgeht, daß Barron Wertpapiere über Millionen und Abermillionen Dollar verkauft hat. Seine Bankkonten in verschiedenen Städten hat er abgeräumt. Soweit ich es beurteilen kann, hat er zur Zeit nur noch ein einziges Konto, und darauf wurden Riesensummen überwiesen und abgebucht. Wenn wir ein paar von den Firmen anrufen könnten, die von Barron Zahlungen erhalten haben, würden wir bestimmt entdecken, daß sie Goldmünzen oder Barrengold anbieten. Eine der Firmen ist eine Briefmarkenbörse, und Firmen, die mit Briefmarken handeln, verkaufen oft auch Münzen. Barron hat ja geäußert, nur noch Grundbesitz und Gold seien sichere Geldanlagen.«

»Na klar!« rief Bob. »Ist doch logisch! Da hat er nun all seine Habe zu Geld gemacht und dafür Gold gekauft!«

»Genau!« bestätigte Justus. »Und dieses Gold bewahrt er hier auf der Ranch auf, weil er kein Vertrauen zu Banken hat. Sogar sein Wertsachenschließfach bei der Bank in Santa Barbara hat er aufgelöst. Mrs. Barron meinte, dort liege ihr Schmuck, aber das ist nicht der Fall. Der Schmuck ist in einem Wandtresor in Barrons Büro. Wenn *wir* nun herausfinden konnten, daß Barron Riesenmengen von Gold besitzen muß, dann hätte das anderen Leuten auf der Ranch schließlich auch aufgehen können. Ich wette, die Verschwörer sind auf der Suche nach dem Gold, und die Landung des Raumschiffs haben sie in Szene gesetzt, damit Barron nun irgendwie das Versteck preisgibt!«

»Ist ja irre!« Peter war verzückt.

»Total verrückt«, sagte Justus, »aber es ist die einzige Erklärung, die den Tatsachen entspricht.«

»Und werden wir nun Barron sagen, was wir wissen?« fragte Bob.

»Mrs. Barron werden wir es auf jeden Fall sagen«, meinte Justus. »Sie ist unsere Auftraggeberin. Und sie hat Erfahrung im Umgang mit Barron. Uns glaubt er womöglich gar nicht.«

»Ja, und was nun?« fragte Bob. »Suchen wir das andere Feld-

telefon? Wenn wir es finden, können wir ermitteln, wer es benutzt.«
»Na, dann viel Glück«, sagte Peter. »Der Besitz hier ist ja riesengroß. Genausogut könnten wir eine Stecknadel in einem Heuhaufen suchen.«
Justus zupfte an seiner Unterlippe. »Die ganze Ranch würden wir nicht absuchen müssen«, überlegte er. »Der Spion muß ja in der Lage sein, das Feldtelefon von einem unbeobachteten Platz aus zu benutzen. Das bedeutet, daß sich die Anlage mit größter Sicherheit in einem Gebäude befindet.« »Ja, aber hier gibt es jede Menge Häuser«, wandte Peter ein. »Und da gehen immerzu Leute ein und aus.«
Eine Tür klappte, und als die Jungen aufschauten, sahen sie Elsie Spratt die Küchentreppe herunterkommen. Sie trug ein blaues Kleidungsstück über dem Arm. Sie lächelte, als sie die drei ??? sah, und zeigte auf eines der kleinen Häuser oben am Weg.
»Ich gehe jetzt zu Mrs. Miranda«, sagte sie. »Sie will mir helfen, einen Rock kürzer zu machen – und dann können wir nur hoffen, daß ich das Kleid noch ausführen kann, ehe die Welt untergeht. Im Kühlschrank steht Milch, und in dem großen Steinguttopf neben dem Herd sind Kekse, falls ihr Appetit bekommt.«
Die Jungen bedankten sich. Als Elsie im Haus der Mirandas verschwunden war, sah Peter seine Freunde an und grinste. »Wetten, daß zur Zeit niemand im Ranchhaus ist«, sagte er. »Elsie geht zur Nähstunde, und die anderen sind irgendwo bei der Arbeit. Was meint ihr, sollen wir uns dort mal umsehen?«
»Schön, nur glaube ich nicht, daß das Ranchhaus ein sicheres Versteck für ein Feldtelefon ist«, meinte Bob.
»Aber im Haus finden sich Hinweise auf die Bewohner«, sagte Justus, »und einer von ihnen ist unser Spion! Los, gehen wir!«

Die Jungen gingen flink zu Werke und paßten gut auf, ob sich auch niemand bemerkbar machte, der ins Ranchhaus zurückkam. Nach wenigen Minuten hatten sie schon Hank Detweilers Zimmer durchsucht. Sie stellten fest, daß Hank eine Anzahl Pokale besaß, die er bei Wettbewerben im Lassowerfen auf Kälber erzielt hatte, und die Wagenpapiere für einen Ford-Transporter. Es fand sich kein Hinweis darauf, daß er jemals Briefe schrieb oder empfing.

»Ein Einzelgänger«, stellte Justus fest, »mit geringem Interesse für Materielles und Schriftliches. Er hat ja kaum irgendwelche persönlichen Besitztümer.«

»Also wäre er auf Gold auch nicht besonders erpicht, oder?« meinte Peter.

Justus zuckte die Achseln. »Das können wir noch nicht beurteilen. Vielleicht hat er Geld im Sparstrumpf versteckt. Vielleicht genügt ihm aber auch das einfache Leben.«

Danach gingen die Jungen in John Alemans Zimmer. Sie fanden ein Regal voller Bücher über Hydraulik, Elektrotechnik, Maschinenbau und sogar Flugzeugtechnik. Und unter dem Bett entdeckte Peter einen Stapel Taschenbücher über die Zukunft der Wissenschaft und über das Universum. Einige Titel hörten sich recht interessant an.

»Hier ist ein Buch, das heißt *Die Zukunft ist uralt«*, sagte Peter und hielt einen Band in die Höhe. »Es ist von Korsakov. Hat der nicht auch das andere Buch geschrieben, von dem Mrs. Barron erzählt hat?«

»Parallelen«, antwortete Justus. »Ja, stimmt.«

»Da gibt es noch mehr«, meldete sich Bob, der Alemans Schrank geöffnet und dort noch einen Karton voll Taschenbücher gefunden hatte. Er nahm sie nacheinander zur Hand und las die Titel laut vor. *»Gedränge im Kosmos. Das zweite Universum.* Und *Schwarze Löcher und Weltuntergänge.* Und noch jede Menge.«

»Ich wußte gar nicht, daß es im Weltall so lebhaft zugeht«, meinte Peter.
»Und ich wußte nicht, daß schon so viele Leute dort gewesen sind«, bemerkte Bob. »Hat es etwas zu bedeuten, daß Aleman solches Zeug liest? Glaubt ihr, er befaßt sich wohlüberlegt mit dieser Materie, um herauszufinden, wie die Barrons auf einschlägige Erscheinungen reagieren?« Dann fuhr er fort: »Aber eben das ist nicht logisch. Wenn die Soldaten Mr. Barron hinters Licht führen wollen, haben sie es dann nicht falsch angefangen? Den Weltraum-Vogel hat doch seine Frau. Warum also sollten Kriminelle sich solche Mühe machen, um *ihm* den Bären mit den Besuchern von einem anderen Stern aufzubinden?«
»Vielleicht ist ihnen bekannt, daß Barron nicht an etwas zweifelt, das er mit eigenen Augen sieht«, entgegnete Justus. »Sie haben da einen sehr überzeugenden Start einer fliegenden Untertasse hingelegt, und Barron hat es zu sehen bekommen.«
»Aber Justus, vielleicht hat er auch recht, wenn er daran glaubt«, argwöhnte Peter. Seine Stimme war plötzlich unsicher. »Wenn nun wir diejenigen sind, die sich irren? Wenn es nun tatsächlich ein Raumschiff gibt?«
»Ausgeschlossen«, sagte Justus. »Wenn es wirklich ein Raumschiff gibt, wozu dann der ganze Schwindel mit dem Feldlager an der Straße?«
»Keine Ahnung«, mußte Peter kläglich bekennen. »Ich begreife einfach nichts. Was soll es denn einbringen, ein Pseudo-Raumschiff zu bauen? Etwa Mr. Barrons Gold? Wie sollte einer das ausgerechnet mit einer fliegenden Untertasse schaffen?«
»Wenn du die Erde hinter dir lassen und zu einem fernen Planeten reisen solltest«, sagte Justus, »was würdest du dann mitnehmen?«
»Oh.« Peter ging ein Licht auf. »Ja. Kapiert. Ich würde das mitnehmen, was mir am meisten bedeutet. Aber bisher hat

noch niemand Mr. Barron aufgefordert, sein Gold zusammenzupacken und wegzufliegen.«
»Vielleicht wollen sie ihn erst mal zermürben«, wandte Bob ein. Er stapelte die Taschenbücher wieder in den Karton und kam zu dem Schluß, daß die Sammlung wahrscheinlich doch nur darauf hinwies, wie sehr Aleman sich für wissenschaftliche Spekulationen begeisterte. »Na egal«, sagte er. »Mit Aleman werde ich mich später noch befassen.«
Die Jungen gingen über die Diele zu dem Zimmer, das Elsie Spratt bewohnte.
»Nicht gerade ordentlich«, stellte Peter fest, als er die Tür öffnete.
»Kann man wohl sagen«, meinte Justus nach einem langen Blick auf das Chaos aus Tuben und Tiegeln und Fläschchen, zerlesenen Zeitschriften, Romanheftchen und achtlos hingeworfenen Sandalen. Auf dem Toilettentisch gab es Parfüm und Make-up und Handcreme, alles in trautem Verein mit Haarklemmen und rosa Lockenwicklern. In den Schubladen der Kommode sah es ebenso kunterbunt aus.
Peter kniete sich hin und spähte unter das Bett.
»Liest die Dame etwa auch Science Fiction?« fragte Bob.
»Nein«, antwortete Peter. »Hier gibt es nur Staub und ein Paar Schuhe.«
Justus trat zu dem kleinen Tisch beim Bett. Er zog die Schublade heraus und sah noch mehr Handcreme und Lockenwickler, dazwischen ein paar Fotos.
Sorgfältig darauf bedacht, daß er die anderen Sachen nicht zu sehr durcheinanderbrachte, zog Justus die Fotos heraus. Da gab es eine Polaroid-Aufnahme von Elsie am Strand, und eine weitere von Elsie, wie sie auf der Vortreppe eines Fachwerkhauses saß. Sie lächelte und hielt einen kleinen strubbeligen Hund auf dem Schoß. Dann war da noch ein größeres Bild von Elsie in einer Satinbluse und mit einem Papierhut. Sie saß mit einem stiernackigen, dunkelhaarigen Mann an einem Tisch. Hinter ihr waren Ballons und bunte Wimpel zu sehen,

und ein Mädchen mit langem blondem Haar tanzte mit einem schlanken, bärtigen jungen Mann.
»Sieht nach einer Silvesterparty aus«, sagte Bob.
Justus nickte. Er legte die Fotos wieder in die Schublade und warf noch einen Blick in Elsies überfüllten Kleiderschrank. Dann gingen sie weiter zu Mary Sedlacks Zimmer.
Die Unterkunft der Tierpflegerin auf der Ranch war schmucklos und aufgeräumt. Es gab nur wenig Kosmetika. Die Kleider hingen ordentlich im Schrank oder waren in Schubladen säuberlich zusammengelegt. Die Platte der Kommode war leer bis auf die Porzellanfigur eines galoppierenden Pferdes. In einem Bücherfach unter dem Fenster gab es mehrere Bücher über Tierpflege, und auf dem Nachttisch stand eine Schachtel mit Papiertüchern.
»Sie ist eine Tiernärrin, und damit hat es sich«, erklärte Peter.
»Zumindest ist das alles, was sie nach außen hin preisgibt«, sagte Justus.
Sie gingen weiter zu Banales' Zimmer, wo sie Saattabellen und Kataloge und mehrere Bücher über Ackerbau und Ernte fanden.
»Ich glaube kaum, daß wir hier noch etwas finden, das wir nicht schon wissen«, meinte Peter. Er und Bob folgten Justus treppab zu dem großen Wohnzimmer des Ranchhauses. Es enthielt abgewetzte Sofas und Stühle und eine Sammlung zerlesener Zeitschriften. Die Speisekammer war voller Lebensmittel. Als sie ins Freie gingen und sich unten ums Haus umschauten, sahen sie nur Spinnweben und nacktes Erdreich und Käfer und Spinnen.
»Manchmal ergibt eine Suche eben leider gar nichts«, sagte Justus. »Na schön. Das wär's fürs erste. Jetzt sollten wir aber Mrs. Barron suchen. Immerhin können wir ihr berichten, daß das mit den Soldaten ein Schwindel ist.«
Die Jungen gingen über den Hof und die Hintertreppe der Villa hinauf. Justus klopfte an. Als niemand antwortete, drehte er den Knauf und öffnete die Tür. »Hallo!« rief er.

»Mrs. Barron?«
Aus dem Speisezimmer hörte er das Knistern und Knacken von gestörtem Funkempfang. Unmittelbar nachdem er gerufen hatte, verstummte das Geräusch.
»Wer ist da?« fragte eine Frauenstimme.
»Justus Jonas«, antwortete Justus. »Mit Peter und Bob.«
Die drei ??? gingen durch die Küche und ins Speisezimmer. Da saß Mary Sedlack am Tisch, vor sich ein Kofferradio und ein Tonbandgerät. »Ihr wollt zu Mrs. Barron?« fragte sie. »Sie ist oben. Geht durch die Diele und ruft laut zum Treppenhaus hinauf. Das hört sie bestimmt.«
Justus sah zu dem Radiogerät hin. »Bekommen Sie etwas herein?« fragte er.
»Nur Störgeräusche«, erwiderte Mary. »Mr. Barron hat mich beauftragt, am Gerät zu bleiben. Falls etwas Verständliches durchkommt, soll ich es auf Band aufnehmen.«
Sie drehte die Lautstärke noch etwas auf, und das Knacken und Knistern wurde ganz laut. Dann erstarb es plötzlich, und es folgte ein leises Summen.
»Hoppla!« sagte Mary. »Na, was gibt es nun?«
Sie drückte auf die Aufnahmetaste am Bandgerät, und die Tonbandspulen begannen sich langsam zu drehen.
»Charles Barron«, sagte eine Stimme – eine tiefe, eigenartig klangvolle Stimme. »Charles Emerson Barron. Hier ist Astro-Voyager Z-12. Wir wenden uns hiermit an Charles und Ernestine Barron. Ich wiederhole: Wir suchen Verständigung mit Charles Barron! Bitte melden Sie sich, Mr. Barron!«
»Oh!« rief Mary Sedlack. »Das ist ja eine Botschaft! Schnell, ihr Jungen, holt Mr. Barron! Schnell!«

Geht die Welt unter?

»Ich wiederhole«, sagte die Stimme im Radio. »Hier ist Astro-Voyager Z-12 und ruft Charles Emerson Barron und Ernestine Hornaday Barron. Wir befinden uns zur Zeit in einer Erdumlaufbahn fünfhundert Kilometer über Ihrer Atmosphäre.«

Charles Barron und seine Frau traten ins Speisezimmer. Barron machte ein skeptisches Gesicht, verdutzt und doch erwartungsvoll. Er starrte auf das Radio, und nach einem Augenblick fuhr die Stimme fort.

»Infrarotdetektoren an Bord unserer Raumpatrouille haben im Inneren Ihres Planeten ungeheure Spannungen registriert. Innerhalb weniger Tage wird es zu einem globalen Erdbeben kommen, verbunden mit Vulkanausbrüchen, die gewaltiger sein werden als alle, die wir bisher beobachteten. Die Erdachse wird kippen, so daß sich die Regionen des Polareises verschieben werden. Die Antarktis wird zum Äquator wandern. Das ewige Eis wird schmelzen, so daß der Meeresspiegel ansteigt, und die Städte, die das Erdbeben bis dahin noch nicht in Schutt und Asche gelegt hat, werden überflutet.«

»Das ist doch ein Witz!« rief Mary Sedlack. »Hören Sie, Mrs. Barron, der macht doch Scherze, oder?«

Mrs. Barron antwortete nicht, und Mary schaute sie in jähem Entsetzen an. »So sagen Sie doch etwas!« bat sie flehentlich. »Erklären Sie mir, daß das alles ein Scherz ist.«

»Der Oberste Rat auf Omega hat beschlossen, ausgewählte Erdenbewohner zu evakuieren, ehe die Verwüstung eintritt«, fuhr die Stimme im Radio fort. »Nachdem das Chaos vorüber sein wird, können diese Menschen zurückkehren und eine neue Kultur begründen. Charles und Ernestine Barron gehören zu denen, die wir mitnehmen werden. Wir versuchten bereits gestern abend ein Zusammentreffen einzurichten, aber es mißlang uns. Heute abend werden wir noch

mals versuchen, unsere Mission zu erfüllen. Wir werden pünktlich um 22 Uhr landen, um unsere eigenen Leute an Bord zu nehmen, die sich zur Zeit auf Ihrem Planeten befinden. Wenn sie den Mut haben, sollten sich Charles Barron und seine Frau um 22 Uhr am Seeufer auf ihrem Besitz bereithalten. Sie sollten das Eigentum, das sie vor der Zerstörung bewahren wollen, mit sich führen. Das ist alles.«

Die Stimme verstummte, und es herrschte eine Sekunde Schweigen. Dann drang wieder lautes Rauschen und Knacken aus dem Radiogerät. Barron griff an Mary Sedlack vorbei und schaltete das Radio ab. Dann drückte er am Bandgerät die Stopptaste, hob das Gerät auf und ging aus dem Zimmer. Die Jungen hörten ihn auf der Treppe.

»Mrs. Barron, kann ich Sie einen Augenblick sprechen?« fragte Justus.

Sie schüttelte den Kopf. Sie war weiß im Gesicht. »Nicht jetzt«, wehrte sie ab. »Später dann.« Sie ging hinaus und die Treppe hinauf.

Mary Sedlack saß da und starrte auf das Radio. »Habt ihr gehört, was er sagte?« flüsterte sie. »Das hörte sich ja . . . wirklich echt an!«

Sie schob brüsk ihren Stuhl zurück, sprang auf und lief durch die Küche hinaus. Die Jungen konnten hören, wie sie nach Elsie Spratt rief.

Peter schaute Justus forschend an. »Na?« sagte er.

»Wir dürfen weiterleben«, entgegnete Justus. »Wenigstens bis auf weiteres.«

»Da bist du sicher?« fragte Peter.

»Absolut sicher«, sagte Justus ermutigend.

»Ich hoffe nur, daß du recht hast«, meinte Peter, und alle drei gingen hinaus in den sonnigen Spätnachmittag.

Auf dem Hof war von Mary oder Elsie nichts zu sehen, aber ein Trupp Männer und Frauen kam auf dem Weg zu dem großen Haus heran. Sie trugen Werkzeuge und sprachen im Gehen leise miteinander. Ein junger Mann mit besonders ern-

stem und gemessenem Gesichtsausdruck nickte den Jungen zu, als er bei ihnen angelangt war.
»Einen Augenblick bitte«, sagte Justus. Er faßte den Mann am Ärmel.
»Was gibt es?« fragte der Mann.
»Mir ist da etwas aufgefallen«, sagte Justus. »Hier bei Ihren Leuten wird diskutiert. Worum geht es denn?«
Der Mann blickte sich nach seinen Weggenossen um. Einige waren zu ihren Häusern weitergegangen, aber ein paar standen noch auf dem Weg und schauten zurück, als warteten sie auf ihn.
»Manche sagen, daß die Welt untergeht«, antwortete der Mann mit unsicherer Stimme. »Manche meinen, nicht gleich die Welt. Nur Kalifornien wird im Ozean versinken und für immer von der Erde verschwinden.«
»Was halten denn die Leute hier von den Soldaten an der Straße, die sich da beim Tor ein Feldlager eingerichtet haben?« fragte Justus dazwischen.
»Die Soldaten haben Angst«, erklärte der Mann. »Sie trinken, und ihr Offizier läßt sie einfach weitermachen. Sie haben keinen Respekt vor ihrem Vorgesetzten.« Die Stimme des Mannes war empört, aber auch verängstigt. Das abwegige Verhalten der Soldaten schien ihn in seinem Glauben zu bestärken, daß auf der Welt etwas Schreckliches passieren würde.
»Und wenn nun jemand hier wegginge?« fragte Justus. »Will sich denn gar keiner zur nächsten Ortschaft aufmachen?«
»Nein. Mr. Barron hat mit uns darüber gesprochen. Er sagt, wenn wir gehen wollen, sollen wir es nur versuchen, aber er fürchtet, daß es in den Städten drunter und drüber geht. Er glaubt, daß der Güterverkehr nicht mehr läuft, so daß nicht genügend Lebensmittel da sind, und wenn das passiert, dann werden sich die Leute Kämpfe liefern. Es stimmt ja, was er sagt. Wenn wir hierbleiben, haben wir wenigstens genug zu essen.«

»Ich verstehe«, sagte Justus.
Der Mann ging weiter und trat wieder zu seinen Genossen. Auf dem Weg zu den Häusern begegnete die Gruppe Kenneth, der gerade vom Parkplatz kam.
»Hallo, Just!« rief Kenneth herüber. Sein breites Gesicht war ganz ernst. »Ich war auf den Feldern. Mann, dieser Mr. Barron, der macht den Leuten ja furchtbare Angst.«
»Das hörte ich auch gerade«, sagte Justus.
»Ich finde, wir sollten am besten unseren Lastwagen nehmen und nach Hause fahren«, schlug Kenneth vor. »Ich fühle mich hier nicht wohl. Hier wissen wir ja gar nicht sicher, was stimmt und was nicht. Wenn wir wieder unter anderen Menschen sind, sehen wir bestimmt eher klar.«
»Kenneth, mach dir bitte keine Sorgen«, sagte Justus.
Das beruhigte den bärenstarken Iren. »Weißt du etwas?« fragte er. »Vielleicht ist auch alles nur ein Schwindel, was sich hier tut?«
»Es ist wirklich ein Schwindel«, bestätigte Justus. »Wenn ich es mir nicht schon gedacht hätte, dann wüßte ich es jetzt, nachdem ich mir diese Botschaft aus dem intergalaktischen Raumfahrzeug angehört habe.«
»Die Botschaft?« fragte Peter. »Was soll damit sein? Für mich hörte sich das verdammt echt an – nur muß man dazu natürlich an fliegende Untertassen glauben.«
»Na, originell war das nicht gerade«, antwortete Justus. »Habt ihr den Film *Das Saturn-Syndrom* gesehen, der vorige Woche im Fernsehen lief? Da gab es auch eine Passage über den Weltuntergang, und als das Raumschiff kam, um den Wissenschaftler und seine Tochter zu retten, sandte es vorher auch eine Botschaft über den Rundfunk zur Erde.«
»Das gibt’s doch nicht!« rief Bob. »Die gleiche Botschaft, die wir gerade gehört haben?«
»Fast wortwörtlich«, erwiderte Justus, »einschließlich der Warnung, daß die Erdachse kippen wird und die Eiskappen der Polarzonen schmelzen werden.«

Bob seufzte. »Eigentlich schade, und ich dachte schon, daß endlich mal etwas ganz Tolles passiert.«
»Du spinnst ja!« sagte Peter schaudernd. »Ich jedenfalls möchte den Weltuntergang lieber nicht erleben!«

Man bereitet sich auf das Ende vor

Peter und Bob saßen auf ihren Betten im Schlafraum des Ranchhauses und warteten. Justus war noch einmal zum Haus der Barrons gegangen, und Kenneth saß noch unten in der Küche. Er war von Justus vergattert worden, dort nichts davon zu erzählen, daß Justus einen Betrug vermutete.
Nach einer Viertelstunde kehrte Justus zum Ranchhaus zurück. Er kam langsam die Treppe herauf, und er sah ganz niedergeschlagen aus, als er in den Schlafraum trat.
»Mr. Barron hat dir also nicht geglaubt«, sagte Bob.
Justus seufzte. »Er meint, ich könnte mir doch nicht Wort für Wort den Dialog aus einem Film merken.«
»Hast du ihm gesagt, daß du ein Gedächtnis wie ein Computer hast?« fragte Peter.
»Hab' ich«, entgegnete Justus. »Dazu meinte er nur, ich solle nicht unverschämt werden.«
»Das ist das Dumme daran, wenn man jung ist«, stellte Peter fest. »Wenn einem die Erwachsenen nicht zuhören wollen, dann sagen sie einfach, man sei unverschämt.«
Bob fragte ungeduldig: »Und daß die Soldaten mit Sicherheit Betrüger sind? Und deine Vermutung über das Gold? Hast du Mr. Barron das erzählt?«
Justus sah geknickt drein. »Dazu hatte ich gar keine Gelegenheit. Ihr wißt doch, wie Mr. Barron ist, wenn er nicht behelligt werden will. Da kommt man einfach nicht zu Wort.«
»Na, und wenn du es Mrs. Barron erzählt hättest?«
»Sie konnte nicht weg von ihrem Mann, und so konnten wir

uns nicht unterhalten. Aber immerhin glaubte sie mir die Sache mit dem Filmdialog. Nach dem Abendessen soll ich noch einmal zu ihr herüberkommen und ihr die ganze Geschichte erzählen.«
»Na, fabelhaft«, sagte Bob. »Da haben wir nun glücklich fast das ganze Rätsel gelöst, und nun können wir das unserem Auftraggeber nicht beibringen!«
Justus wurde rot. Er hielt sich immer viel darauf zugute, daß Erwachsene auf ihn hörten, aber diesmal war es ihm mißglückt.
»Wollen wir nicht wenigstens losgehen und den anderen von dem Schwindel erzählen?« fragte Peter. »Hier auf der Ranch ist schon jeder ein Nervenbündel. Wir könnten den Leuten doch den ganzen Kummer ersparen.«
»Aber den Spion würden wir warnen«, wandte Justus ein. »Und damit könnten wir die Barrons erst recht in Gefahr bringen. Wenn nun diese Soldaten beschließen, hier einzufallen und das Gold gewaltsam zu rauben?«
Bob schauderte. »Ja, das sehe ich ein. Wir würden hier glatt in eine Schießerei verwickelt«
Justus nickte. »Eben. Wir müssen Geduld haben und die Barrons davon überzeugen, daß wir wissen, was vor sich geht. Es wird nicht schwierig sein, Mrs. Barron zur Einsicht zu bewegen. Zu jungen Leuten hat sie offenbar viel Vertrauen. Aber Mr. Barron würde vielleicht nicht hören wollen, nur weil sie uns glaubt. Wie Elsie sagt: Er ist immer gegen alles.«
»So kitzlig wie eine Klapperschlange bei Gewitter«, sagte Bob. »Elsie drückt das wirklich recht originell aus.«
Justus starrte Bob stumm an. Dann sagte er: »Aha!«
»Was ist denn?« fragte Bob.
»Du hast da eben was gesagt«, erwiderte Justus.
»Ja, ich sagte, Elsie drückt sich recht originell aus. Sie sagte, Mr. Barron sei so kitzlig wie eine Klapperschlange bei Gewitter.«
Justus grinste. »Eben nicht. Sie sagte nämlich, er sei so unbe-

rechenbar wie eine Klapperschlange bei Gewitter. Aber das läuft auf dasselbe hinaus.«
»Hallo, ihr drei!« rief Elsie. Sie stand unten am Treppenabsatz. »Essen! Kommt herunter!«
»Justus, du hast doch etwas im Sinn!« meinte Peter.
»Ich sag's euch später«, versprach Justus.

Ja, die kitzlige Klapperschlange und ihre Schwester, die unberechenbare! Ich glaube, der Erste Detektiv hat eine heiße Spur entdeckt!

Als die Jungen in die Küche kamen, brachte Elsie gerade die Suppe herein, während Mary Sedlack die Salatteller verteilte.
»Ihr wart doch dabei«, sagte Mary zu den Jungen. »Nun erzählt mal, was da übers Radio gesendet wurde. Die glauben sonst, ich hätte plötzlich den Verstand verloren.«
Justus setzte sich neben Hank Detweiler. John Aleman und Rafael Banales saßen schon an ihrem Platz. Kenneth saß Detweiler gegenüber, vermied es aber, seinem Blick zu begegnen.
»Die Botschaft war an Mr. und Mrs. Barron gerichtet«, sagte Justus. »Sie kam von einem Raumschiff, das zur Zeit die Erde umkreist.«
Peter und Bob setzten sich ebenfalls, und Elsie stellte Suppenteller vor sie hin. »An eurer Stelle würde ich das den Landarbeitern lieber nicht erzählen«, bemerkte sie. »Die meisten ängstigen sich ohnehin schon genug.«
»Es sind doch erwachsene Leute, Elsie«, sagte Hank Detweiler. »Sie haben ein Recht darauf, zu erfahren, was vor sich geht.« Der Verwalter nahm seinen Löffel auf, sah ihn kritisch an und legte ihn wieder hin.»Mr. Barron hat bestimmt, daß ich die Wachen von der Wiese wieder abhole. Er will jetzt

niemanden da oben haben.« Als keiner sich dazu äußerte, sprach Detweiler weiter. »Verrückt! Ich habe ihn soeben darauf angesprochen, ob man nicht ein paar Männer über die Felsen in die Berge hinter der Ranch schicken sollte, aber davon wollte er nichts wissen. Niemand soll dort oben sein. Mary sagt dazu, die Welt geht sowieso bald unter, und die Außerirdischen kommen her, um die Barrons mitzunehmen. Na, wenn wir einen Weltuntergang mitmachen sollen, dann finde ich, daß uns das alle angeht.«

»Hank, es würde doch jeder in Panik ausbrechen, wenn sich das von der Rundfunkbotschaft herumspräche«, sagte Elsie. »Die sind doch schon völlig kopflos«, erwiderte Detweiler. »Sie würden einander glatt niedertrampeln, wenn erst einmal einer zu laufen anfängt. Nur läuft keiner, weil man nirgends hinlaufen kann. Warum sollten die Leute hier weglaufen, wenn sie an dem Ort sind, der noch wirklich sicher ist?« Detweiler schaute Justus forschend an. »Mary sagt, Mr. und Mrs. Barron sollen heute abend zur Wiese gehen, und dann wird sie das Raumschiff mitnehmen.«

Justus nickte. »Sie sollen sich heute um 22 Uhr beim Rettungsschiff einfinden. Das wird dann sie und auch einige Leute vom Planeten Omega an Bord nehmen. Es sind vermutlich die, die uns heute früh angegriffen haben. Vielleicht sollen sie hier die Leute von Rancho Valverde daran hindern, wegzugehen und die Außenwelt zu informieren.« Justus nahm einen Löffel Suppe. »Sie möchten natürlich bei der Landung nicht einer aufgebrachten Menge begegnen, wie?« meinte er.

»Die wollen wohl nur die beiden Barrons«, sagte Detweiler. »Es war von niemand sonst die Rede«, entgegnete Justus.

Detweiler stieß verächtlich die Luft aus. »Ist ja zum Lachen! Wozu brauchen die ausgerechnet Barron? Der ist doch kein Genie. Er ist eben reich – sonst nichts. Reisen die Reichen auch beim Weltuntergang erster Klasse?«

»Es ist ein fauler Zauber«, sagte John Aleman. »Da erlaubt

sich jemand einen Scherz mit uns. Der Rundfunk – es ist gar kein so schwieriger Trick, den Radioempfang zu stören oder spezielle Botschaften zu senden. Elsie, ich wette, wenn dein Bruder hier wäre, könnte er uns ganz genau erklären, wie man so etwas macht.«
Elsie hob impulsiv die verwachsene Hand an die Kehle.
»Ich könnte das ohne weiteres selbst machen, wenn ich die entsprechende Ausrüstung hätte«, sagte Aleman.
»Das bezweifle ich nicht«, meinte Mary Sedlack. »Aber wenn sich hier jemand einen Scherz erlaubt, was soll das Ganze? Für einen Scherz ist es ja ein Riesenaufwand!«
»Könnte es sein, daß Mr. Barron Feinde hat?« fragte Rafael Banales. Seine Stimme war leise und gelassen. »Er ist ein reicher Mann, und die Reichen sind nicht immer wohlgelitten. Aber wäre es nicht doch auch möglich, daß ein Raumfahrzeug von einem Planeten im Weltall hier gelandet ist? Wäre das nicht immerhin vorstellbar? Die Katastrophe, von der hier die Rede ist, könnte sich durchaus ereignen. Das Klima auf der Erde hat sich in der Vergangenheit schon mehrmals verändert. Das ist bekannt. Eine solche Veränderung könnte erneut eintreten. Es könnte eine neue Eiszeit geben, oder das Polareis könnte schmelzen. Warum nicht? Aber selbst wenn uns all das bevorstände, was könnten wir tun? An Bord eines Raumschiffes gehen? Ich glaube nicht, daß ich das tun würde, auch wenn ich die Möglichkeit hätte. Ich möchte nicht irgendwo leben, wo die Sonne nicht die gleiche ist und der Himmel nicht blau ist und das Gras vielleicht nicht grün ist. Ich werde hierbleiben und es darauf ankommen lassen.«
»Und wenn nichts geschieht«, fragte Detweiler. »Wenn es nun doch kein Raumschiff gibt?«
Banales zuckte die Achseln. »Dann ist es tatsächlich ein Schabernack – ein Schabernack, den ich nicht begreife.«
Schweigend setzten alle ihre Mahlzeit fort. Die Jungen langten herzhaft zu, aber die Männer stocherten nur in ihrem Essen herum. Elsie und Mary aßen gar nichts.

Nach dem Essen gingen die drei ??? ins Freie und schauten zum Haus der Barrons hinauf. Gleich öffnete sich ein Fenster, und Mrs. Barron steckte den Kopf heraus.
»Geht ums Haus nach vorn«, sagte sie leise.
Die Jungen taten wie geheißen. In einem der gußeisernen Stühle auf der Veranda sahen sie Charles Barron sitzen.
»Guten Abend, Mr. Barron«, sagte Justus.
Barron verzog nur finster das Gesicht.
Justus ging die Vortreppe hinauf, gefolgt von seinen Freunden. »Mr. Barron, ich habe eine Vermutung zu den heutigen Ereignissen«, sagte er.
»Junger Mann«, antwortete Barron, »ich habe mich heute nachmittag doch wohl klar ausgedrückt. Deine Vermutungen interessieren mich nicht.«
Barron stand auf und ging ins Haus.
Gleich darauf kam Mrs. Barron heraus und nahm sich einen Stuhl auf der Veranda. »Es tut mir leid«, sagte sie. »ich glaube, mein Mann möchte ganz einfach die Wahrheit nicht hören. Er hat die Absicht, mit dem Raumschiff die Erde zu verlassen. Er sagt, ich muß mit ihm kommen.« Sie schaute auf ihren grünen Pullover und ihren Rock hinunter. »Er sagt, ich soll mich rechtzeitig umziehen. Einen Rock soll ich nicht tragen, wenn die Reise zu einem neuen Planeten geht. Charles meint, Hosen wären dafür geeigneter.«
Justus grinste und setzte sich. »Und was ist mit Ihren sonstigen Vorbereitungen? Hat Mr. Barron schon angefangen, die Sachen zusammenzuholen, die er mitnehmen will? Was möchte er denn retten, wenn das Chaos hereinbricht?«
»Er sagt, er wird seine Sachen nach dem Dunkelwerden einpacken«, erwiderte Mrs. Barron.
»Aha.« Justus setzte sich auf seinem Stuhl schräg und legte einen Arm um die Rückenlehne. Seine Finger entdeckten einen Gußfehler im Material. Es war eine kleine Öffnung wie ein Münzeinwurf. Er tastete sie ab, dann drehte er sich und schaute neugierig genau hin.

»Ärgerlich, nicht?« meinte Mrs. Barron, als sie sah, wie er den Stuhl untersuchte. »Alle Möbelstücke haben solche Löcher. Das muß den Handwerkern beim Gießen passiert sein.«
Justus nickte. »Aha. Mrs. Barron, macht Ihr Mann sich klar, daß es gefährlich sein könnte', was er da tut? Er läßt sich bereitwillig manipulieren. Er sieht Vorfälle, die ihm die Verschwörer vorgaukeln, und er hört das, was sie ihn hören lassen wollen.«
»Justus, bist du sicher, daß da eine Verschwörung vor sich geht?« fragte sie.
»Ganz sicher«, antwortete Justus. »Wir sind ja hier tatsächlich Gefangene, Mrs. Barron. Man ließe uns nicht weggehen, selbst wenn wir es versuchten.« Bob und Peter nickten zur Bestätigung.
»Aber warum?« rief sie. »Wer sind diese Verschwörer? Was wollen sie?«
»Es sind die Männer auf der Straße und noch ein paar andere«, entgegnete Justus, »und sie sind hinter Mr. Barrons Gold her.«
Da ging die Haustür auf, und Charles Barron kam auf die Veranda heraus. Mrs. Barron zuckte unmerklich zusammen, und er lächelte ihr zu.
»Ernestine, meine Liebe, sicher konntest du dir denken, daß ich gehorcht habe«, bekannte er. Er setzte sich zu seiner Frau. »Du hast von Gold gesprochen«, sagte er zu Justus. »Also gut. Ich möchte jetzt erfahren, was du darüber zu sagen hast.«
»Ja, Sir«, sagte Justus. »Mr. Barron, es ist allgemein bekannt, daß Sie alle Ihre Vermögensanlagen zu Gold gemacht haben, daß Sie kein Vertrauen zu den Geldinstituten dieses Landes haben und daß Sie glauben, Gold und Grundbesitz seien die einzig sicheren Werte. Aus diesen Tatsachen leite ich ab, daß Sie Ihr Vermögen in Gold umgewandelt haben und daß dieses Gold hier auf der Ranch versteckt ist. Damit stehen und fallen alle Überlegungen.«

»Hör mal, Charles!« sagte Ernestine Barron. »Du hast Gold hier? Das hast du mir ja nie gesagt.«
»Du brauchtest es auch nicht zu wissen, meine Liebe«, erwiderte er.
»Die Verschwörer, die das Gold an sich bringen wollen, sind zu dem gleichen Schluß gekommen wie ich«, fuhr Justus fort. »Sie wissen, daß das Gold hier lagert, aber sie wissen nicht genau, wo es ist. Sie haben ein Schauspiel inszeniert – das Feuer auf den Klippen und den Start einer fliegenden Untertasse –, und natürlich sandten sie auch die Funkbotschaft aus dem vorgeblichen Raumschiff. Sie glauben nämlich, Sie würden Ihr Gold mitnehmen, wenn Sie sich mit den Rettern treffen. Und dann hätten sie es!«
Charles Barron holte tief Atem. »Ja«, gab er zu. »Das hatte ich tatsächlich so geplant. Völlig absurd. Es ist mir unbegreiflich, wie ich so leichtgläubig sein konnte. Aber nur ein Feigling scheut sich zu bekennen, daß er sich geirrt hat, und ein Feigling bin ich nicht – und ein Narr auch nicht.« Er blickte die drei Jungen düster an, als fordere er sie zum Widerspruch heraus.
»Nein, Sir«, sagte Peter.
Barron gab sich einen Ruck. »Jetzt sage ich mir: Das wäre ja gelacht, wenn ich mich von einem Haufen Grünschnäbel in falschen Uniformen zum Narren halten ließe! Dieses Jüngelchen mit dem Jeep ist ja noch ein richtiger Milchbart. Es dürfte nicht allzu schwierig sein, mit ihm fertig zu werden. Ich habe Dutzende gestandener junger Männer hier um mich, und ich habe reichlich Gewehre und Munition. Wenn es sein muß, können wir unter Feuersalven zum Tor hinausfahren.«
»Ja, das können Sie, Sir«, sagte Justus, »vorausgesetzt, daß alle Ihre Leute vertrauenswürdig sind.«
»Du zweifelst daran?« fragte der Millionär.
»Jemand von der Ranch hat den Männern an der Straße Informationen zugespielt«, eröffnete Justus ihm. »Bob kann Ihnen berichten, was er heute nachmittag gehört hat.«

»Ich bin über den Zaun gestiegen, wo er nicht überwacht wird«, sagte Bob rasch. »Ich bin ganz nahe an das Zelt gegangen, wo die Männer kampieren, und ich hörte, was sie reden. Sie wußten, daß Sie nahe daran waren, nun an Besucher von einem anderen Planeten zu glauben, und der Leutnant hat über das Feldtelefon ein Gespräch geführt, und am anderen Ende der Leitung sagte jemand, Sie seien auf Ihrem täglichen Ausritt über die Ranch.«
»Das Feldtelefon?« fuhr Charles Barron auf. »Die sagten doch, es sei außer Betrieb. Warum habe ich all das nicht früher erfahren?«
»Sie waren leider nicht ansprechbar«, stellte Justus fest. »Die Verschwörer werden Sie auf keinen Fall hier weggehen oder wegfahren lassen, Mr. Barron – nicht ehe sie das haben, weswegen sie gekommen sind. Fraglos wollen Sie diese Leute vor Gericht bringen, aber ohne Beweise können Sie das nicht. Und Sie können erst herausfinden, wer von Ihrem Personal der Spion ist, wenn die Gegenseite wieder etwas unternimmt. Mr. Barron, Sie müssen ihnen freie Hand lassen, damit sie sich selbst verraten.«
»Mag sein«, sagte Barron. »Aber inzwischen werde ich mich vorsichtshalber bewaffnen.«
Er stand auf und ging ins Haus. Einige Minuten später kehrte er zur Veranda zurück.
»Da war jemand in meinem Arsenal.« Mr. Barron hielt seine Stimme bemüht unter Kontrolle. »Es muß einen Zweitschlüssel geben. Das Schloß wurde nicht aufgebrochen, aber Waffen und Munition sind weg. Wir sitzen in der Falle. Wir sind Gefangene hier! Und ein Verräter ist unter uns! Jemand von den Angestellten, die ich selbst ausgewählt habe. Ich habe mich in einem meiner engsten Mitarbeiter getäuscht!«
»Ja, Sir«, bestätigte Justus, »und nun müssen wir dringend herausfinden, wer das ist.«

Die Außerirdischen kehren zurück

Es war am selben Abend nach neun Uhr. Peter und Kenneth gingen verstohlen den Weg entlang und dann hinauf zum Wiesengelände nördlich vom Ranchhaus.
»Ich begreife das nicht«, sagte Kenneth. »Wenn das alles ein Betrug ist, warum geht dann Mr. Barron zur Wiese, wo ein Raumschiff landen soll? Wie kann er dort in ein Raumschiff steigen, wenn gar keines ankommt?«
»Sie haben Mr. Barron hereingelegt, und nun macht er dasselbe mit ihnen«, erklärte Peter. »Die Idee ist von Justus.«
»Justus hat j a gute Ideen«, entgegnete Kenneth, »aber warum kommt er dann nicht mit?«
»Er möchte die Leute auf der Ranch beobachten«, antwortete Peter. »Er möchte sehen, was sie machen, wenn Mr. Barron weg ist.«
»Wäre er lieber mit uns gekommen«, meinte Kenneth.
»Das finde ich auch«, bekannte Peter. »Na ja, egal. Wir müssen ja nichts weiter tun, als uns auf der oberen Wiese verstecken und ganz ruhig bleiben. Dann wird sich zeigen, daß Mr. Barron die Verbrecher blitzschnell überlisten kann, und Sie und Mrs. Barron werden über den Felsenhang gehen und draußen Hilfe holen.«
»Mrs. Barron will die steilen Felsen hinaufsteigen?« fragte Kenneth.
»Sie sagt, das wird sie tun«, erklärte Peter. »Sie sagt, sie kann das. Und ich denke, das kann sie auch.«
Peter hob die Hand und gebot Schweigen. Sie hatten den Rand des Feldes unterhalb des Damms erreicht. Der Mond stand am Himmel, und das Gras sah im fahlen Licht silbergrau aus, aber unter den Klippen lagen tiefe Schatten. Peter und Kenneth hielten sich in diesem Bereich und umrundeten das Feld vorsichtig. Dann stiegen sie am Damm vorbei zu der höhergelegenen Wiese auf. Undurchdringlicher Nebel stand als weiße Wolkenschicht über der Wiese. Peter tastete sich

vor, bis er ein dichtes, niedriges Gebüsch fand. Er und Kenneth kauerten sich dahinter und verlegten sich aufs Warten. Stunden schienen verstrichen zu sein, als endlich auf dem Feld unter dem Damm Stimmen zu hören waren. Peter setzte sich aufrecht und mühte sich, im Nebel etwas zu erkennen. Ein Licht blinkte, Steine kamen ins Rollen. Barron und seine Frau kletterten über das grobe Gestein am Ostende des Dammes. Die beiden gingen nur Schritte entfernt an der Stelle vorüber, wo sich Peter und Kenneth versteckt hielten. Peter konnte sehen, daß Barron ein großes Paket unter dem Arm trug. Mrs. Barron schritt schweigend an seiner Seite, und auch sie trug ein Paket. Ihres war noch ausladender als das von Mr. Barron. Die Barrons verhielten den Schritt, als sie etwa dreißig Meter weit in die Wiese gegangen waren. Sie standen still, und der Nebel umwölkte sie.

»Wenn sie nun nicht kommen«, überlegte Mr. Barron laut.

»Sie werden kommen«, sagte Mrs. Barron. »Sie haben es versprochen.«

Plötzlich erstrahlte die Wiese in bläulichweißem Glanz. Die Barrons zuckten zusammen, und Mrs. Barron drängte sich dicht an ihren Mann. Die Felsenklippen standen in Flammen. Es sah aus, als zerteilten die Flammen den Nebel in wehende bläuliche Fetzen, die sie wirbelnd in die Nachtluft sandten.

Peter hörte, wie Kenneth entsetzt Atem holte. Etwas Rundes, Dunkles senkte sich über dem Tal herab. Es kam von oben und bewegte sich lautlos wie eine Wolke. Einen Augenblick schwebte es vor dem Feuerschein der lodernden Klippen. Dann beschienen die Flammen seine silberne Außenhaut.

»Das ist ja das Raumschiff!« flüsterte Kenneth.

»Psst!« machte Peter warnend.

Das große Gefährt berührte den Boden, und plötzlich erstarben die Flammen auf den Klippen und erloschen dann ganz. Einen Augenblick lang rührte sich nichts auf der Wiese. Dann traten zwei Gestalten aus der Dunkelheit und dem Nebel hervor. Sie waren in glänzend weiße Raumanzüge

gehüllt und trugen Schutzhelme. Der vordere trug ein Licht, das wie eine blaue Fackel aussah.
Peter wagte kaum zu atmen. Die Fremdlinge blieben vor den Barrons stehen.
»Charles Barron?« sagte eine Stimme. »Ernestine Barron?«
»Ich bin hier«, antwortete Barron. »Meine Frau ist bei mir.«
»Sind Sie zur Abreise bereit?« fragte der Raumfahrer mit dem Licht. »Haben Sie alles mitgebracht, das Sie mit sich nehmen möchten?«
»Ich habe das mitgebracht, das wirklich unersetzlich ist«, erklärte Charles Barron. Er hielt dem Astronauten sein Paket hin. »Ruin!« sagte er.
»Was?« stieß der fremde Mann hervor.
»Ruin!« wiederholte Barron. »Das ist der Titel des Buches, an dem ich arbeite. Es schildert das Versagen der amerikanischen Wirtschaftspolitik. Vielleicht werde ich es auf Omega endlich fertigstellen können.«
»Ist das alles?« fragte der Raumfahrer. Peter mußte sich das Lachen verbeißen. Dem Mann von Omega versagte die Stimme.
»Es ist alles, was ich mitgebracht habe«, erwiderte Barron. »Meine Frau hat ihre eigenen Wertsachen bei sich.«
Mrs. Barron trat vor. »Ich habe die letzten Fotos meiner beiden Söhne mitgebracht«, sagte sie, »und mein Hochzeitskleid. Ich konnte mich einfach nicht davon trennen.«
»Ich verstehe«, gab der Raumfahrer zur Antwort. »Sehr gut. Kommen Sie nun mit uns.«
Die Fremdlinge gingen den Weg, den sie gekommen waren, zurück, und die Barrons folgten ihnen. Peter stand auf, plötzlich verängstigt. Die Barrons waren nur noch Schatten, die durch eine unwirkliche Nebellandschaft glitten. Gleich würden sie ganz verschwunden sein.
Doch da machten die Fremdlinge halt. Der eine, der die Fackel hielt, trat zur Seite, und der zweite wandte sich rasch um und stand nun den Barrons gegenüber. Seine Arme waren

steif erhoben und auf das Ehepaar Barron gerichtet. Peter ging es auf, daß er diese Haltung schon unzählige Male im Fernsehen beobachtet hatte. Der Raumfahrer hielt eine Waffe im Anschlag!

»So, Alter!« sagte der Mann. »Und jetzt keine Bewegung.«

Der Mann mit der Fackel watete durch den Nebel zu dem großen untertassenförmigen Ding, das auf der Wiese vor Anker lag. Er bückte sich und machte sich irgendwo zu schaffen, dann ging er ein Stück weiter und bückte sich noch einmal. Plötzlich loderte das Feuer an den Klippen wieder auf, und die Untertasse schwebte empor. Erst stieg sie nur langsam, dann aber schneller und schneller, bis sie in der Dunkelheit über den Felsenhängen verschwand. Die Flammen erstarben, und die Wiese lag im Mondlicht wieder silbern da.

Charles Barron erhob die Stimme. »Ich vermute, unten auf der Ranch werden sie dieses Feuerwerk sehen – und auch auf der Straße. Meine Leute werden glauben, ich sei abgereist, und diese erbärmlichen Clowns in Uniform werden nun ungehemmt über meinen Besitz herfallen.«

Der Mann mit der Schußwaffe nahm mit einer Hand seinen Helm ab. Er war ein ganz gewöhnlicher junger Mann mit mittellangem dunklem Haar. »Sie hätten den Zaster eben gleich mitbringen sollen, Alterchen«, sagte er. »Aber keine Sorge. Das Zeug werden wir uns schon noch beschaffen.«

Er trat dicht an Barron heran und hielt dem Millionär die Waffe vors Gesicht. »Natürlich wollen wir uns damit nicht zu lange aufhalten«, sagte er. »Wir haben schon viel zu viel Zeit in das Unternehmen gesteckt. Nun machen Sie es uns doch nicht so schwer. Wenn wir auf der Ranch alles durchsuchen müssen, dann tun wir’s auch. Aber wenn das wirklich sein muß, dann gehen wir über Ihre Leiche, glauben Sie mir!«

Mrs. Barron gab ein entsetztes Keuchen von sich.

»Seien Sie ein wenig netter zu sich selber«, sprach der Bewaffnete weiter. »Und auch zu der Dame hier. Sagen Sie uns, wo Sie das Gold versteckt haben.«

Barron seufzte. »Die Existenz meines Goldes war anscheinend ein schlecht gehütetes Geheimnis«, äußerte er. »Na gut. Es ist sinnlos, sein Leben für Gold aufs Spiel zu setzen. Das Gold ist in dem großen Haus, unter dem Fußboden im Keller.«
Der Mann mit der Waffe trat zurück, und der zweite Mann tauchte im Nebel unter. Gleich darauf war ein Geklingel zu hören, ähnlich dem Scheppern einer defekten Türglocke.
»Aha!« sagte Barron. »Ein Feldtelefon!«
Der Mann mit der Waffe antwortete nicht. Reglos behielt er die Barrons im Auge, und aus der Dunkelheit drang die Stimme des zweiten Mannes herüber.
»Er hat es nicht bei sich«, meldete der Mann. »Es ist unter dem Fußboden im Keller seines Hauses vergraben.« Nach kurzem Schweigen sagte er ins Telefon: »Gut.«
Als der Mann wieder in Sicht kam, wurde es Peter klar, daß das Feldtelefon hinter einem der großen Felsblöcke am Fuß der Klippen verborgen sein mußte.
»Hoffen wir, daß das Gold auch wirklich da ist«, sagte der Bewaffnete. »Wenn unsere Leute den Keller aufgraben und es nicht finden, dann werden Sie einbetoniert!«
»Das werden wir ja sehen«, erwiderte Barron. Er drehte sich blitzschnell zu seiner Frau um und gab ihr einen Stoß, so daß sie taumelte und zu Boden stürzte.
Für einen Sekundenbruchteil wandte sich der Mann mit der Waffe Mrs. Barron zu. Da gab es einen Feuerstoß und den Knall eines Schusses. Der Mann schrie auf und ließ seine Waffe fallen.
»Keine Bewegung!« herrschte ihn Barron an. Er hielt eine Pistole. »Ernestine«, sagte er, »würdest du bitte die Waffe dieses Mannes aufheben?«
Mrs. Barron hatte sie schon in der Hand. Beim Aufstehen reichte sie sie ihrem Mann. Der Mann, der Charles Barron bedroht hatte, sank in die Knie. Er drückte seine verletzte Hand an den Körper und stöhnte laut.

»Woher haben Sie diese Pistole?« fragte der Mann mit der Fackel, als Barron ihn nach einer Waffe abtastete.
»Es ist die Pistole meines Vaters«, antwortete Barron. »Die verwahre ich immer unter meinem Kopfkissen. Ihre Komplizen haben sie übersehen, als sie heute mein Arsenal ausräumten.« Barron hob die Stimme. »Peter!« rief er laut. »Kenneth!«
»Hier, Mr. Barron.« Peter kam über die Wiese angelaufen, und Kenneth rannte hinterher.
»Ich glaube, außer diesen beiden ist sonst niemand hier«, sagte Charles Barron. »Wenn noch andere dabei wären, dann hätten sie sich inzwischen sehen lassen.« Er wandte sich zu seiner Frau. »Ernestine, bist du ganz sicher, daß du es schaffen wirst, über den Steilhang zu klettern?«
»Sobald ich dem Mann hier die Hand verbunden habe«, sagte Mrs. Barron. »Du hast ein reines Taschentuch, Charles. Kann ich es bitte haben?«
Barron stieß verächtlich die Luft durch die Nase, aber er gab sein Taschentuch her, und Mrs. Barron kniete sich ins Gras und legte dem Mann einen Verband an. Als sie fertig war, nahm Peter die Fackel und ging los, um das Feldtelefon zu suchen. Als er es gefunden hatte, wickelte er rasch den Draht von den Spulen und fesselte die beiden Männer damit.
Mrs. Barron steckte sich die Taschenlampe ihres Mannes in den Gürtel. Dann reichte sie Kenneth die Hand. »Wir gehen über die Klippen und von dort aus zur Straße vor«, sagte sie zu ihm. »Ich hoffe, Sie haben bequeme Schuhe an. Wir werden die Polizei holen, und mein Mann und die Jungen werden hier nach dem Rechten sehen. Wir werden aber mindestens zwei Stunden unterwegs sein. Können wir gehen?«
Kenneth nickte, und Mrs. Barron begann bedächtig und zielstrebig mit dem Aufstieg. Kenneth folgte im schwachen Mondlicht vorsichtig in ihrer Spur und setzte die Füße an dieselben Stellen, wo sie aufgetreten war. Barron und Peter schauten den Bergsteigern nach. Peter kam es so vor, als seien

Stunden verstrichen, bis die beiden endlich am Felsenhang oben angekommen waren und im unwegsamen Gelände über der Ranch verschwanden.
»Na also!« sagte Barron. »Eine bemerkenswerte Frau, meine Eheliebste!«
Barron ließ die »Astronauten« gefesselt auf der Wiese zurück und stieg zu den unteren Feldern ab. »Komm mit, mein Junge!« sagte er zu Peter. »Wir wollen nicht die ganze Nacht hier herumstehen. In meinem Haus geht es sicherlich drunter und drüber!«

Die Schatzsuche

Der Mann, der sich Leutnant Ferrante nannte, stand auf dem Weg beim Ranchhaus. Er richtete ein Gewehr gegen den Himmel und feuerte.
»Zurück in eure Häuser!« schrie er. »Los, marsch! Bewegt euch! Wer nach zwei Minuten noch im Freien ist, dem schieße ich die große Zehe weg!«
Die Rancharbeiter, die im Freien zusammengekommen waren und zu den lodernden Klippen hinaufschauten, zogen sich zurück. Die Haustüren schlossen sich hinter ihnen, und Schlüssel wurden umgedreht.
Ferrante stampfte in das Ranchhaus. Das Personal war in der Küche versammelt, zusammen mit Justus und Bob. Bones – der Mann, den Bob vor dem Zelt gesehen hatte – war mit einem Gewehr ebenfalls im Raum. Er saß auf einem Stuhl zwischen Tisch und Tür, die Waffe quer über den Knien.
Ferrante sah streng auf Elsie Spratt und Mary Sedlack, die verschüchtert am Tisch saßen. Hank Detweiler hatte sich auf Elsies Stuhllehne gestützt, und Aleman und Banales saßen den Frauen gegenüber. Ihre Mienen waren erregt und gespannt. Justus saß neben Bob oben am Tisch.

»War da nicht noch so ein dritter Bengel?« fragte Ferrante. Er sah Justus böse an. »Wo ist dein Freund?« wollte er wissen. »Ich weiß es nicht«, antwortete Justus. »Er ist vor einer Weile weggegangen und noch nicht zurückgekommen.«
Der Leutnant zögerte, als sei er nicht sicher, ob er Justus glauben sollte.
»Hier ist der Junge nicht«, sagte Bones. »AI hat oben schon nachgesehen. Soll ich noch in den Schuppen nach ihm suchen?«
Ferrante stieß einen ungeduldigen Laut aus. »Nein«, rief er. »Es spielt keine Rolle. Weit kommt er ja nicht. Paß du nur auf die Leute hier auf.« Er blickte auf die Gruppe am Tisch. »Wenn der Junge noch auftaucht, werden wir ihn auch hier festhalten.«
Ferrante ging aus dem Haus. Einen Augenblick blieb er im Hof stehen und sprach mit einem zweiten bewaffneten Mann, der dort auf Posten stand. Dann verschwand er durch den Zugang von außen im Keller des Barronschen Hauses.
Justus schaute auf die Uhr. Es war fast halb elf. Vor zwanzig Minuten hatten die Klippen in lodernden Flammen gestanden, und Justus wußte, daß es aussichtslos wäre, vor Mitternacht Hilfe zu erwarten. Eine lange, nervenaufreibende Wartezeit stand ihnen bevor. Justus lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und horchte. Aus dem Keller des großen Hauses hörte er Klirren und Poltern. Ferrante war mit drei weiteren Männern angerückt, abgesehen von Bones und dem Posten auf dem Hof, und Justus wußte, daß die vier drüben nun Kisten über den Kellerboden rücken und schwere Truhen aus dem Weg räumen mußten. Justus hielt sich die Hand vor den Mund, um ein schadenfrohes Grinsen zu verbergen. Sie würden lange brauchen, um bei ihrer Schatzsuche ans Ziel zu kommen. Immerhin hatten sie noch den Brennholzstapel wegzuschaffen, und zuletzt würden sie auch den Inhalt der Kohlenkammer herausschaufeln und dort den Boden aufgraben.

Das Poltern und Scharren hörte auf, und nun kam ein gewaltiges Krachen. Justus nahm an, daß nun der Beton des Fußbodens mit einem Schmiedehammer zerschlagen wurde. Unerbittlich ging das so weiter. Aus fünf Minuten wurden zehn. Schließlich wurde es still, und die Leute in der Küche hörten, wie nun Schaufeln ins Erdreich gestoßen wurden.
Seit dem Feuer auf den Klippen war fast eine Stunde vergangen.
Der Mann mit dem Gewehr rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und schaute zur Wanduhr auf.
Die Männer im Keller nebenan hörten auf zu graben und begannen den Holzstapel wegzuräumen. Dicke Scheite polterten gegen die Bruchstücke des Betonbodens und prallten davon ab. Wieder war das Zertrümmern von Beton und das Scharren von Schaufeln in der Erde zu hören.
Seit dem Feuer auf den Klippen waren eineinhalb Stunden vergangen.
Die Männer im Keller machten sich nun an den Kohlehaufen. Sie schaufelten eifrig und zerschlugen noch mehr Beton und gruben weiter.
Jetzt waren seit dem Feuer auf den Klippen zwei Stunden vergangen.
Leutnant Ferrante kletterte aus dem Keller herauf. Sein Hemd war schweißgetränkt und schmutzig und am Rücken aufgeplatzt, und das Haar hing ihm über die Augen. Eine behandschuhte Hand ruhte auf dem Gewehr in seinem Gürtel. Er sprang die Stufen zum Ranchhaus herauf.
»Die haben uns hereingelegt«, sagte er zu Bones. »Da ist gar nichts. Und da war auch nie etwas. Ich gehe wieder zur Wiese hinauf und bringe den alten Barron zum Reden – aber diesmal ohne langes Gefackel.«
»Sie nehmen wohl nie Ihre Handschuhe ab, Leutnant, oder?« fragte Justus. Er sprach ganz gelassen, aber in seinem Ton lag eine spöttische Sicherheit, so daß Ferrante ihn mißtrauisch anblickte. »Es muß ziemlich unbequem sein, bei diesem

Wetter Handschuhe zu tragen«, sprach Justus weiter, »aber es geht wohl nicht anders, wie?«
Ferrante machte eine Bewegung, als wolle er gehen, aber Justus redete weiter, und Ferrante blieb da. Er hörte zu.
»Ihr Verbrechen war wirklich äußerst raffiniert geplant«, sagte Justus. »Dazu gehört sehr viel Phantasie. Freilich waren die Voraussetzungen für Ihren Plan bereits gegeben. Sie hatten eine Frau, die an wohlgesinnte Besucher aus dem Weltall glaubte, und da konstruierten Sie eben ein Raumschiff. Sie hatten einen Mann, der sich auf eine Katastrophe vorbereitete, die all unsere Errungenschaften zerstören würde, und da inszenierten Sie eben diese Katastrophe. Sie setzten die Radios außer Betrieb. Vermutlich stellten Sie in den Bergen rings um die Ranch Funkgeräte auf und sendeten Störgeräusche, um die Rundfunkstationen, die in diesem Gebiet normalerweise empfangen werden, auszuschalten. Nachdem Sie den Rundfunkempfang gestört hatten, schnitten Sie noch Fernsehkabel und Telefondrähte und Stromleitungen durch. Damit war die Ranch isoliert, und die Szene war wie geschaffen für das Auftauchen einer Kompanie Soldaten.«
Der Mann mit dem Gewehr wurde sichtlich nervös. »Zum Kuckuck!« schrie er. »Wir vertun hier nur unsere Zeit!«
Wieder machte Ferrante eine Bewegung, als wolle er zur Tür gehen. »Wollen Sie Ihre Handschuhe immer noch nicht ausziehen, Leutnant?« fragte Justus.
Ferrante hielt inne. Forschend und berechnend schaute er Justus ins Gesicht.

Nun weiß jeder, daß der andere weiß . . . Nur muß es noch ausgesprochen werden. Mir ist die Sache nun endgültig klar. Euch auch? Dieser »Ferrante« hatte vieles zu verbergen., vor allem jedoch ein kleines, aber unübersehbares Detail.

»Sie haben eine phantastische Vorstellung gegeben«, sagte Justus. »Nun waren Sie ein Mann, der angesichts der seltsamen Ereignisse fast den Verstand verliert. Sie spielten den Stotterer, total eingeschüchtert von Charles Barron, aber tapfer entschlossen, die erhaltenen Befehle auszuführen und keinen Menschen aus der Ranch auf die Straße zu lassen. Und zog Mr. Barron etwa nicht prächtig mit? Er stellte an seinem Zaun Wachen auf. Er verbot seinen Angestellten, die Ranch zu verlassen. Er trug sein Teil dazu bei, eine Atmosphäre der Angst zu schaffen. Dann standen plötzlich die Felsen in Flammen, und das Raumschiff hob von der Wiese ab, und Simon de Luca, der Schafhirte, wurde bewußtlos mit versengtem Haar aufgefunden. Das Raumschiff muß mit großer Sorgfalt entworfen und gebaut worden sein. Ich tippe auf einen heliumgefüllten Ballon, der über ein Gestell gespannt wurde. Mit de Lucas Auftauchen auf der Wiese hatten Ihre Leute nicht gerechnet, aber sie beschlossen, es zu ihrem Vorteil umzumünzen. Sie schlugen de Luca nieder, versengten ihm das Haar mit einer Zigarette oder einem Streichholz und ließen ihn so liegen, damit er als Unfallopfer gefunden würde, allem Anschein nach durch den Feuerstoß eines Triebwerks verletzt. Das Erscheinen eines Wesens im Raumanzug auf der Wiese sollte die Illusion komplett machen – es war derselbe Mann, der mich und meine Freunde heute früh am Weggehen hinderte. Sie hofften, Mr. Barron werde sich überzeugen lassen, daß sich Retter aufgemacht hatten, um ihn mitzunehmen, und schließlich glaubte er daran. Sie hofften, er werde sein Gold mitnehmen – und das tat er eben nicht. Welche Enttäuschung für Sie!«

Der Leutnant stand aufrecht und starr, kalt wie eine Statue aus Eis. Seine Lippen bildeten eine schmale Linie, und seine Augen waren hart. »Gold?« fragte er. »Was weißt denn du von Gold?«

»Etwa so viel wie Sie«, antwortete Justus. »Barron hat kein Vertrauen zu Banken und zur Regierung, also setzt er sein

Vertrauen auf Gold, und dieses Gold muß er hier auf der Ranch verwahren. Dies ist seine Festung. So viel kann sich jeder mühelos ausrechnen. Um aber alles andere über die Barrons wissen zu können – all das, was sich für Sie bei der Vorbereitung Ihres Theaters als so nützlich erwiesen hatte –, dazu brauchten Sie einen Spion. Es mußte jemand aus der unmittelbaren Umgebung der Barrons sein, der die beiden im Auge behalten und Sie laufend darüber informieren konnte, was hier vorging. Es war jemand, der Ihnen sehr nahesteht, nicht wahr, Leutnant? Es war jemand, der die gleiche originelle Redewendung benutzt wie Sie – eine Klapperschlange bei Gewitter. Jemand, dessen Hand ein wenig verwachsen ist, ganz ähnlich, wie das bei Ihrer Hand der Fall ist – nur daß Sie das unter einem Handschuh verbergen. Es war Ihre Schwester Elsie.«

Die Stille in der Küche erzeugte eine geradezu elektrische Spannung. Elsie Spratt beugte sich vor und starrte Justus haßerfüllt an. »Ich werde dich verklagen!« schrie sie.

»0 nein, das werden Sie nicht tun«, entgegnete Justus. »Sie werden niemanden vor Gericht bringen. Sie werden nämlich alles daransetzen müssen, um sich dort selbst zu verteidigen. Natürlich werden Sie dabei nicht allein sein. Der Leutnant ist deshalb so gut unterrichtet, weil es hier auf der Ranch ein Feldtelefon gibt. Könnte es im Stall des Hengstes sein, der so gefährlich ist, daß sich nur Mary Sedlack in seine Nähe wagt?« Justus lächelte Mary an. »Zu gegebener Zeit werden wir wohl ermitteln, daß Sie Barron weismachten, das Radio müsse abgehört werden«, sagte er, »und daß nicht Barron Sie dazu anhielt. Es war doch Ihr Radio, nicht wahr? Und darin versteckte sich ein Bandgerät. Die Botschaft aus dem Raumschiff war auf Band aufgezeichnet, genau wie die Ansprache des Präsidenten.«

Bei Mary war keine Spur ihrer früheren Selbstsicherheit mehr zu bemerken. Sie schien den Tränen nahe. »Davon ist mir nichts bekannt«, behauptete sie.

»Aber sicher, Mary«, erwiderte Justus. »Sie und der Leutnant sind doch befreundet – sehr gut sogar. Elsie hat ein Bild in ihrem Zimmer. Es ist eine Aufnahme von einer Silvesterparty. Im Hintergrund ist ein tanzendes Paar zu sehen – eine junge Frau mit langem blondem Haar tanzt mit einem bärtigen jungen Mann. Sie ließen sich die Haare schneiden, ehe Sie hierherkamen, Mary, sonst hätte ich Sie gleich erkannt. Und Leutnant Ferrante, alias Spratt, hat sich den Bart abrasiert.«
»Soll ich das Bürschchen umlegen?« fragte Bones.
»Schießen Sie nur auf Justus, aber dann müssen Sie alle anderen hier im Raum auch erschießen«, sagte Hank Detweiler ingrimmig. »Wenn Sie durchaus wegen Massenmord vor Gericht kommen wollen, na gut . . .« Er machte eine Bewegung, als sei ihm das nicht so wichtig.
Dann drehte er sich um und schaute Elsie an. »Sie sind wirklich ein Früchtchen«, sagte er. »Ich müßte mich auf meinen Geisteszustand untersuchen lassen – immerhin hab ich Ihnen den Job hier vermittelt.«
»Was haben Sie denn erwartet?« rief sie. »Sollte ich etwa dankbar sein, daß ich hier nun mein Leben lang kochen und putzen und Reste verwerten durfte? Sollte ich Jack in seiner Bruchbude von Laden langsam alt werden sehen, hier ein Groschengeschäft gemacht und da ein paar Münzen kassiert? Wir haben ein besseres Leben verdient!«
»Na, und jetzt?« brüllte Detweiler sie an. »Ab ins Frauengefängnis in Frontera?«
»Seien Sie still!« schrie Elsie. Mit wild entschlossener Miene stand sie auf. »Wir müssen gehen, Jack«, sagte sie zu dem Leutnant. »Nur weg hier. Es ist spät, und . . . und wir müssen doch . . .«
Sie hielt inne. Auf der Einfahrt draußen näherte sich Motorengeräusch.
»Da kommt jemand!« rief Bones.
Justus schaute an Bones vorbei zum Seitenfenster hinaus. Er

sah, wie eine geschmeidige, kräftige Gestalt aus einem Gebüsch. hervor und auf das große Haus lossprang, die Kellerluke ergriff und sie über dem Treppenschacht zuschlug. Dann setzte sich die Gestalt auf den Lukendeckel und wartete ab. Charles Barron kam um eine Ecke des großen Hauses geschritten. Er stellte sich vor den Wachposten hin, der auf dem Hof zurückgeblieben war.

»Lassen Sie sich zu nichts hinreißen«, sagte Barron warnend. »Meine Frau wird jeden Augenblick mit der Polizei hier sein.«

Kaum hatte Barron ausgesprochen, als zwei Wagen von der Dienststelle des Sheriffs heranbrausten. Sie hielten mit quietschenden Reifen genau vor dem Ranchhaus. Die hintere Tür eines der Autos ging auf, und Mrs. Barron sprang heraus.

»Ernestine, gib acht!« rief Charles Barron. »Das könnte lebensgefährlich sein!«

»Ja, Liebling«, sagte sie. Dann lief sie zu ihm hin.

Der bewaffnete Wachposten neben Barron erkannte seine aussichtslose Lage. Er ließ sein Gewehr fallen und nahm die Hände hoch.

Mit lautem Dröhnen wurde an die Kellerluke gepocht, und Peter sprang zur Seite. Die Luke flog auf, und Ferrantes drei Männer krochen heraus. Beim Anblick der Autos standen sie wie angewurzelt. Die Beamten des Sheriffs stiegen rasch aus den Fahrzeugen, ihre Pistolen im Anschlag.

Barron zeigte auf die Männer im Kelleraufgang. »Das sind ein paar völlig erschöpfte Schatzgräber«, erklärte er den Polizisten. »Oben am Damm werden Sie zwei weitere Männer finden. Und noch zwei andere sind in der Küche des Ranchhauses, wo sie mein junger Gast Justus Jonas mittlerweile gut unterhalten hat. Ich glaube nicht, daß sie Ihnen Schwierigkeiten machen werden. Justus dürfte sie davon überzeugt haben, daß es ihnen nichts nützen würde.«

Er begann zu lachen. »Vielleicht gibt es doch noch Hoffnung für uns«, sagte er. »Manche jungen Leute von heute sind sehr in Ordnung.«

Alfred Hitchcock hat noch Fragen

Der große Freund der drei ??? hatte in seinem luxuriösen Büro in Hollywood wieder einmal Besuch aus Rocky Beach. Vor der breiten Schreibtischplatte ihm gegenüber saßen Justus, Bob und Peter.

»Nun, was gibt es Neues?« erkundigte sich Alfred Hitchcock. »Ihr sagtet schon am Telefon, ihr hättet zu verhindern versucht, daß ein Mann um sein Vermögen gebracht wird. Habt ihr etwa wieder einen Fall gelöst?«

Bob nickte und reichte Mr. Hitchcock einen großen Briefumschlag über den Tisch. »Hier ist unser Protokoll«, sagte er. »Wir meinten, Sie interessieren sich vielleicht für die nach außen nicht bekannt gewordenen Zusammenhänge der Ereignisse auf Rancho Valverde.«

»Rancho Valverde?« fragte Alfred Hitchcock. »Da wart ihr also? Das gefällt mir nicht schlecht. Die Presseberichte waren ja recht lückenhaft. Die Einzelheiten interessieren mich!«

Er öffnete den Aktenhefter, den er aus dem Umschlag gezogen hatte, und begann die Aufzeichnungen zu lesen, die Bob über das Geheimnis um die bedrohte Ranch niedergeschrieben hatte. Er schwieg, bis er mit Lesen fertig war. Dann klappte er den Hefter zu und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Das ist ja die reinste Räuberpistole!« befand er. »Allein das Lesen ist schon anstrengend. Es hätte doch auch einen einfacheren Weg gegeben, um an das Gold heranzukommen!«

»Fast alles hätte sich einfacher machen lassen«, stellte Justus fest. »Aber Jack Spratt und seine Freunde sind verhinderte Schauspieler, und sie konnten der Versuchung nicht widerstehen, hier ein großes Theater aufzuziehen.«

»Das ist mir bei meiner Arbeit mit Hollywood-Leuten schon oft aufgefallen«, sagte Mr. Hitchcock. »Es gibt einen Typ des Schauspielers, der aus jeder Situation ein ausgewachsenes, künstliches Drama macht.«

»Und alle Elemente für einen hochdramatischen Ablauf waren vorhanden«, meinte Justus. »Charles Barrons wohlbekanntes Mißtrauen der Umwelt gegenüber, und Mrs. Barrons Glaube an die Retter von einem anderen Planeten. Vielleicht kannten Spratt und seine Freunde Orson Welles' Hörspiel *Krieg der Welten* und ließen sich davon zu einem Schauerstück über das Ende unserer heutigen Welt inspirieren. Es muß ihnen Spaß gemacht haben, sich mit Armee-Uniformen und Raumanzügen zu verkleiden.«

»Die Sachen stammten von einem Kostümverleih«, erklärte Peter. »Die Feldtelefone hatten Jack Spratt und seine Freunde aus Heeresbeständen erworben. Und den Militärjeep hatten sie gestohlen.«

»Wie sie zu der fliegenden Untertasse kamen, wissen wir nicht sicher«, setzte Bob hinzu, »aber vermutlich haben sie sie selbst gebaut. Nachdem sie das Ding von der Wiese abheben ließen, schwebte es einfach davon, und bisher ist es nirgends gelandet. Vielleicht war das seltsame Metallding, das sich auf der Wiese fand, auch selbstgemacht. Ein paar Fachleute haben es sich angesehen, und alle sind sich darin einig, daß man es zu nichts gebrauchen kann. Es ist einfach ein Gag. Es ist aus Zinn, und Mr. Barron wird es als Briefbeschwerer benutzen. In manchen Punkten können wir nur Vermutungen anstellen, weil keiner den Mund auftut. Sobald der Sheriff auftauchte, machten die alle dicht und verlangten lauthals nach Anwälten.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Mr. Hitchcock. Er hielt den Aktenhefter hoch. »In der Geschichte sind einige Lücken. Hier zum Beispiel: Das Vorhaben stand und fiel ja mit der völligen Isolierung der Ranch während einiger Tage. Wie konnten die Verbrecher den normalen Verkehr von der Straße fernhalten, die durchs Tal führt?«

»Ganz einfach!« erwiderte Peter. »Sie stellten an jedem Ende Schilder auf, ›Wegen Bauarbeiten gesperrt‹. Die Strecke wird so wenig befahren, daß sie damit rechnen konnten, niemand

würde sich die Mühe machen und näher nachforschen. Und das tat dann auch niemand.«
Mr. Hitchcock nickte. »Das war also kein zu hohes Risiko. Aber nun weiter: Wer war das, der euch Jungen angriff, als ihr versuchtet, die Ranch über die Wiese zu verlassen? Hatte Spratt dort Wachen aufgestellt? War die Person, die nach Pferden roch, Mary Sedlack?«
»Wir nehmen es an«, sagte Justus. »Vermutlich sah uns Mary an diesem Morgen das Haus verlassen, und da benutzte sie das Feldtelefon im Pferdestall, um die Soldaten an der Straße zu verständigen. Spratt warnte dann seine Leute oben bei den Felsen, und dort warteten sie auf uns. Mary war uns wohl inzwischen nachgekommen, um sicherzugehen, daß wir nicht von der Ranch wegkamen, und sie griff Bob an, während zwei andere Leute Peter und mich selbst überwältigten. Dann ging Mary zur Ranch zurück und duschte wie jeden Morgen. Das nehmen wir an, weil sie nicht mehr nach Pferden roch, als Mr. Barron uns zum Haus zurückbrachte. Ich bezweifle, daß sie wußte, ob der Geruch überhaupt wahrzunehmen war. Sie kam so viel mit Tieren zusammen, daß sie gar nicht daran dachte.«
Mr. Hitchcock lächelte. »Pferdenarren umgibt eben ein besonderer Duft«, sagte er. »Und das Feldtelefon habt ihr dann tatsächlich im Stall gefunden, stimmt's?«
»Ja«, bestätigte Justus. »Es war so geschaltet, daß Mary oder Elsie Gespräche führen konnten, aber die Leute an der Straße konnten dort nicht anrufen. Spratt wollte nicht, daß jemand das Klingeln hört, das ein eingehendes Gespräch anzeigt.«
»Jack Spratt muß ein technisches Genie sein«, schaltete sich Peter ein. »Er hat die Feldtelefone eingerichtet und in Elsies Radio ein Bandgerät eingebaut, damit sie die Ansprache, die angeblich aus dem Weißen Haus kam, nach Belieben vor allen Zuhörern abspielen konnte. Er hat auch Mary Sedlacks Radio so hergerichtet, daß sie jederzeit ein Band mit der Botschaft aus dem Raumschiff ablaufen lassen konnte. Als Mary Mr.

Barron erst eingeredet hatte, es sei angebracht, am Radio auf Durchsagen zu warten, setzte sie sich einfach ins Speisezimmer, bis Zuhörer auftauchten, und dann spielte sie das Band vor. ›Zufällig‹ wurden wir dann Ohrenzeugen.«

»Die Radiogeräte und die Bänder werden für den Staatsanwalt knallhartes Beweismaterial sein«, sagte Justus. »Und ebenso die Feldtelefone und die Nebelmaschine auf der Wiese.«

»Eine Nebelmaschine?« fragte Mr. Hitchcock.

Justus nickte. »Den Nebel brauchten sie ja. In diesem Nebel verbarg sich die Ausrüstung am Fuß der Felsklippen – die Gasflaschen und das Gerät zur Zündung des Gases, damit die Klippen in Flammen aufgingen. Die Flaschen waren an Seilzügen über den Steilhang hinuntergelassen und anschließend wieder hochgezogen worden, damit niemand von der Ranch sie dort oben entdecken konnte. Die fliegende Untertasse war ursprünglich wohl auch an langen Seilen befestigt, damit sie von der Wiese abheben und dann wieder eingeholt und am Boden verankert werden konnte.«

»Die Verbrecher hofften, Mr. Barron würde sein Gold mitbringen, als er zum Treffpunkt beim Raumschiff kam«, sagte Bob. »Sie stellten sich vor, sie könnten es einfach schnappen und loslaufen. Wahrscheinlich glaubten sie, Mr. Barron würde die Sache nicht an die große Glocke hängen, weil er sich hinterher wie ein dummer Junge vorkommen müßte. Man muß sich das vorstellen: Der Polizei zu erzählen, daß man sein Gold zu einer Bergwiese hinaufschleppt, um es in einer fliegenden Untertasse auf einen anderen Planeten zu bringen!«

»Da wäre Barron tatsächlich wie ein Narr dagestanden, nicht?« meinte Mr. Hitchcock. »Durch euer Eingreifen kam es zum Glück nicht so weit.«

Justus war nicht so ganz glücklich. »Wir hätten uns schon vorher klarmachen müssen, was da vor sich ging«, sagte er. »Mir hätte früher auffallen müssen, daß Elsie und der

Leutnant die gleiche sehr ungewöhnliche Redewendung gebrauchten. Als mir endlich aufging, daß sie beide von der Klapperschlange und dem Gewitter redeten, da wurde mir schlagartig alles klar. Die Handschuhe des Leutnants hatten plötzlich etwas zu bedeuten, und es fiel mir wieder ein, daß ausgerechnet Elsie das Radio eingeschaltet hatte, als die Ansprache des Präsidenten übertragen wurde. Es war auch Elsie, die geschickt dazu beitrug, daß sich Mr. Barron völlig isolierte. Sie redete so eindringlich davon, daß die Ranch nun zum Zufluchtsort für Regierungsbeamte ausersehen war, und dann machte sie sich Sorgen über die Verköstigung einer großen Gästeschar. Barron griff das Stichwort auf und erklärte ihr, das sei bestimmt nicht nötig, und er würde sofort Wachposten aufstellen, um Eindringlinge abzuhalten. Elsie hatte es absichtlich auf sein Mißtrauen und seine Abneigung gegen Eingriffe der Obrigkeit angelegt.«

»Und wie kamst du darauf, Mary zu verdächtigen?« fragte Mr. Hitchcock.

»Durch die Botschaft aus der fliegenden Untertasse«, antwortete Justus. »Ich dachte daran, während wir in der Küche saßen und die Männer drüben den Keller aufhackten. Wenn Elsie die getürkte Ansprache aus Washington zu verantworten hatte, dann konnte die Botschaft aus dem Weltraum durchaus auf Marys Konto gehen. Und dann fiel mir wieder das Foto ein, das ich in Elsies Zimmer gesehen hatte, und plötzlich war ich sicher, daß die Tanzenden auf dem Bild Mary und Spratt waren, und das war die Lösung des Rätsels. Aber es war immer noch ein Puzzle mit zu vielen Teilen.«

»Kompliziert, aber hochinteressant«, bemerkte Mr. Hitchcock dazu.

»Im Fernsehen trat gestern ein Polizeileutnant auf und berichtete über Fälle von Betrug und Hochstapelei«, sagte Peter. »Er meinte, wenn Kriminelle so hart auf ehrliche Ziele hinarbeiten würden, wie sie es bei ihren Tricks müssen, dann wären sie schon längst allesamt reiche Leute.«

»Stimmt vermutlich haargenau«, bestätigte Mr. Hitchcock. »Ich habe seinerzeit ein paar intelligente und überaus fleißige Gauner erlebt, aber zu ehrlicher Arbeit sind diese Typen einfach nicht fähig. Die krummen Wege sind ihnen lieber als die geraden. Oder sie haben keinen Blick für die Realität.«
Justus nickte. »Elsie hatte vermutlich nicht von vornherein die Absicht, Mr. Barron zu berauben, als sie damals ihre Stellung auf der Ranch antrat, aber sie und ihr Bruder fühlten sich eben von der Welt ungerecht behandelt. Sie fanden, sie hätten ein besseres Los verdient, und damit sei es völlig vertretbar, die Verhältnisse auszugleichen und Mr. Barron um sein Vermögen zu erleichtern.«
»Das Leben ist nun einmal nicht immer gerecht, nicht?« meinte Alfred Hitchcock. »Wir täuschen uns doch selbst, wenn wir das erwarten. Und wie ist es mit Mary? Warum hat sie mitgemacht?«
Bob zuckte die Achseln. »Wir wissen nur, daß sie Geld für das Studium als Tierärztin brauchte. Vielleicht konnte sie der Chance nicht widerstehen, so schnell dazu zu kommen.«
»Sie ließ sich von ihrem Ehrgeiz einfach treiben – so könnte man es sich erklären«, warf Mr. Hitchcock ein. »Ja, und habt ihr nun herausgefunden, wo das Gold überhaupt versteckt war?«
»Das will Mr. Barron nicht verraten, aber wir können es uns denken«, sagte Justus. »Die Gartenmöbel sind eine Sonderanfertigung, und alle haben Schlitze, so wie der Geldeinwurf an Münzautomaten. Ich glaube, Mr. Barron kaufte sein Gold in Form von Münzen und ließ sie durch die Schlitze in die Hohlräume der Möbelstücke fallen. Mir scheint, all seine Tische und Stühle waren mit Gold gefüllt! Aber mittlerweile dürften sich die Schätze anderswo befinden. Elsie und ihr Bruder waren dem kostbaren Geheimnis zu nahe gekommen. Ich bin sicher, Mr. Barron hat gut vorgesorgt, damit das nicht wieder geschehen kann. Und vielleicht wird er eines Tages auch wieder Vertrauen zu Banken oder anderen Wertanlagen

fassen. Mrs. Barron hingegen hat ihren Glauben an die Vereinigung ›Blauer Stern‹ nicht aufgegeben. Die Tagung des Verbands wird diesen Sommer auf der Ranch stattfinden, und Mrs. Barron läßt gerade auf der oberen Wiese eine Rednerplattform bauen. Auch Butangasbehälter werden dort installiert, damit die Felsklippen auf Kommando in Flammen stehen können.«

»Großartig!« sagte Mr. Hitchcock. »Ein solches Schauspiel werdet ihr euch sicherlich nicht entgehen lassen. Ich möchte doch annehmen, daß euch die Barrons als Ehrengäste dazu einladen. Und dieser Fall hier« – der große Regisseur reichte Bob das Protokoll über den Tisch – »wird bald darauf als Buch vorliegen. Es wird mir ein Vergnügen sein, einen neuen Band herauszugeben. Die Geschichte ist ja faszinierend – auch wenn sich unser Planet vorerst noch weiter um die Sonne drehen darf!«